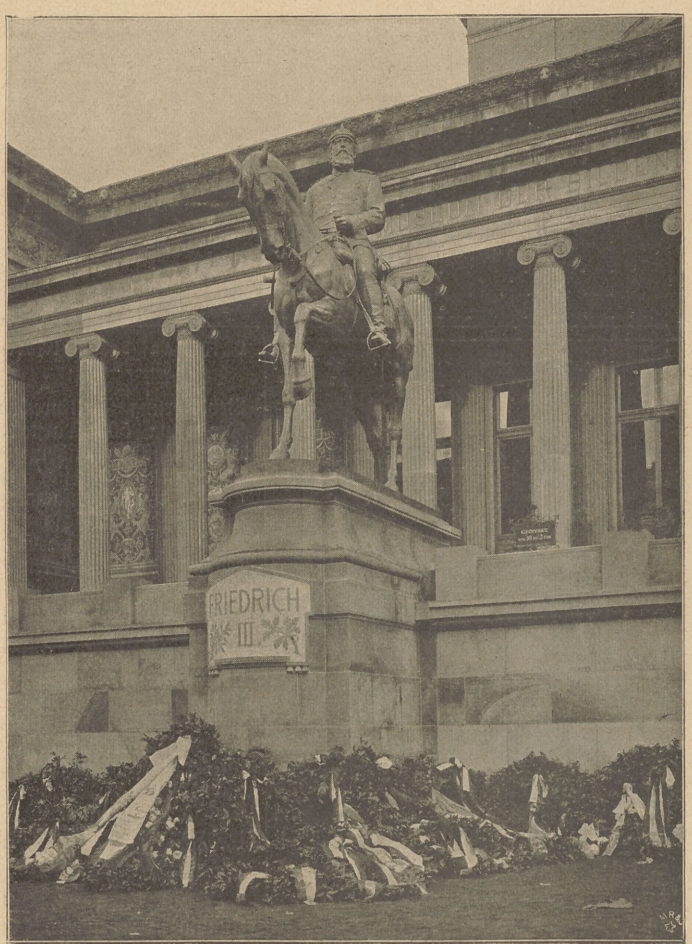
Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 16. November 1901 * Nr. 7.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

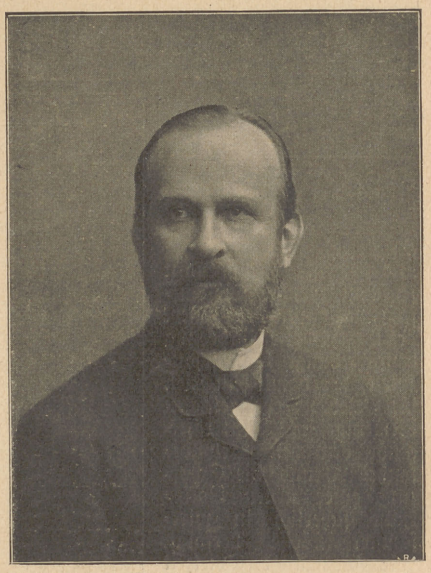
Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Breslau. Der verewigte Kaiser Friedrich hat wohl zu keiner Provinz Preußens in so engen persönlichen Beziehungen gestanden wie zu Schlesien. Als jugendlicher Prinz mit der Führung des 11. Regiments betraut, hat er längere Zeit in Breslau gewohnt; seinem eigenen Ausspruche nach war dieser Aufenthalt in der schlesischen Hauptstadt einer der schönsten Abschnitte seines Lebens. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Braunschweig fiel ihm das Thronlehen Oels zu, dadurch trat er in die Reihe der schlesischen Großgrundbesitzer ein. Und in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 hat er Schlesiens Söhne zu Kampf und Sieg geführt. So war es ganz natürlich, daß bald nachdem die Schlesier ihrer dankesvollen Verehrung für den Heldenkaiser Wilhelm I. durch die Errichtung des von Behrens und Licht geschaffenen großen Reiterstandbildes Ausdruck verliehen hatten, nun auch seinem ritterlichen Sohne, dem schwer geprüften Dulder, ein würdiges Denkmal aus Stein und Erz in Breslaus Mauern zu errichten beschlossen. Diese schöne Idee ist nun zur That geworden. Am 26. Oktober hat der Kronprinz, als Vertreter seines kaiserlichen Vaters, das von Prof. Adolf Brütt's Meisterhand gebildete Monument vor dem Museum feierlich enthüllt. Die auf 4 Meter hohem Sockel stehende Reiterfigur ist etwa 4½ Meter hoch. Der Kaiser, in Feldmarschallsuniform, den Helm auf dem Haupte, sitzt schlicht und ungezwungen und doch voll Hoheit im Sattel, das Antlitz mit den lebensgetreu durchgearbeiteten, männlich ernsten, gütigen Zügen etwas zur Seite wendend. Die Linke hält das ungeduldig scharrende, feingliedrige Pferd fest im Zügel, während die Rechte den Marschallstab umfaßt. Eine geschickte Wendung des kraftvoll nach hinten gestreckten rechten Armes läßt den Körper momentan belebt erscheinen.



Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Breslau.
Aufnahme von A. Fabian & Co., Breslau.

* * *

Prof. Frhr. v. Richthofen. Der Kaiser hat dem bekannten Geographen und Geologen Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ferdinand Freiherrn v. Richthofen die große goldene Medaille für Wissenschaft verliehen. Die Auszeichnung ist dem berühmten Gelehrten für seine hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen und im besonderen für die Ausstattung des deutsch-chinesischen Expeditionskorps mit Karten zu teil geworden. Geh. Rat v. Richthofen, der Mitglied der



Geh. Rat Prof. Frhr. v. Richthofen, mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet.
Aufnahme von G. Brokesch, Leipzig.

Akademie der Wissenschaften und Direktor des neuen Instituts für Meereskunde ist, steht jetzt im 69. Lebensjahre. Zu seinen Hauptwerken gehört die Erforschung Chinas, die er als Mitglied der preußischen Expedition nach Ostasien 1860 begann und in dem folgenden Jahrzehnt ausführte. Aber auch Japan, Siam, Indien, Manila, Java, Kalifornien und die Sierra Nevada Nordamerikas hat der rastlose Forscher in jener Zeit bereist. 1872 nach Europa zurückgekehrt, widmete sich Frhr. v. Richthofen der Abfassung seiner Reisebeschreibungen und der Niederschrift seiner Forschungsergebnisse. Seit 1875 steht er im akademischen Lehramt und seit dem Jahre 1886 gehört er der Berliner Universität an.

* * *

Vom Lutherfestspiel in Berlin. Es darf als eine hocherfreuliche Erscheinung gelten, daß die Reformationsfestspiele nun schon seit Jahren in der Reichshauptstadt eine freundliche Aufnahme finden und, anstatt durch die Wiederholungen an Eindruck zu verlieren, sich im Gegenteil zu den alten Freunden immer mehr neue aus allen Kreisen der Bevölkerung erwerben. So ist denn auch jetzt, wo wieder einmal die kernige, von hohem dichterischen Schwung und schlichter, wahrer Frömmigkeit durchdrungene Dichtung Otto Devrients in Berlin zur Aufführung gelangt, diesmal in dem Neuen Königlichen Operntheater (früher Krolls Etablissement am Königsplatz), an allen Spielabenden das geräumige Haus dicht

Luther als Junker Jörg auf der Wartburg.

gefüllt mit einer andächtig und ergriffen lauschenden Zuschauermenge. Die Aufführungen sind ein Werk des Vereins zur Förderung deutsch-evang. Volksschauspiele, der damit sein Ziel, die Belebung evangelischen Gemeingefühls, die Kräftigung deutschen Selbstbewußtseins und die Schaffung einer neuen Volkskunst sicherlich in wirksamster Weise verfolgt. Die diesmalige Spielzeit in Berlin, die mit dem 31. Oktober begonnen hat, erstreckt sich auf zehn Abende während des Monats November. Der Verein zur Förderung evangelischer Volksschauspiele besteht jetzt rund ein Jahr, er wurde im November 1900 von Freunden des Gustav Adolf-Festspiels begründet und hat sich in dieser kurzen Zeit bereits über 1000 Mitglieder geworben. Es liegt in den weiteren Plänen dieses Vereins, seine Wirksamkeit auf das ganze deutsche Vaterland auszudehnen und in recht vielen Orten die Veranstaltung evangelischer Volksschauspiele zu organisieren. Ferner beabsichtigt der Verein auch durch ein Preisausschreiben vaterländisch und evangelisch gesinnte Dichter zu veranlassen, Volksfestspiele zu schaffen, die sowohl dem Bedürfnisse des Großstädters wie der kleinstädtischen und ländlichen

Luther auf dem Reichstag zu Worms.

Bevölkerung entsprechen. Die etwa 500 Darsteller bei den Lutheraufführungen in Berlin setzen sich aus allen Ständen zusammen, und manch schöne Begabung, durchweg aber hoher Eifer zeichnen die Mitwirkenden aus. Die Hauptpersonen werden von Berufsschauspielern dargestellt, nämlich Dr. Martin Luther von Herrn Kraußneck, Katharina von Bora durch Frau von Hochenburger, beides hervorragende Mitglieder der Berliner Hofbühne. Die Regie des Spiels liegt in der bewährten Hand des Königl. Regisseurs Herrn Dröscher.

* * *

Henri Dunant. Als Kandidat für den dies Jahr zu verteilenden Nobelpreis wird auch der verdiente Urheber der Genfer

Luthers Vermählung mit Katharina von Bora.

Vom Lutherfestspiel in Berlin. Nach Aufnahmen aus dem Verlag von H. Franke & Co., Berlin.

Martin Luthers letzte Weihnachtsfeier (1545).
Vom Lutherfestspiel in Berlin.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag von H. Franke & Co., Berlin.

Henri Dunant, der Begründer der Genfer Konvention, Kandidat für d. Nobel-Preis.
Aufnahme von A. Krenn, Zürich.

Konvention, der Schweizer Reisende und Schriftsteller Henri Dunant genannt. Er hat durch seine zahlreichen Schriften und unablässigen persönlichen Bemühungen in den sechsziger Jahren das Zustandekommen der Vereinigung aller Kulturstaaten zur Pflege und Schonung der Kriegsverwundeten angeregt und erreicht, jene segensreiche Organisation, die jetzt allenthalben unter dem Zeichen des Roten Kreuzes ihres Samariteramtes waltet. Besonderen Anstoß dazu gab sein Buch „Un souvenir de Solferino", das im Jahre 1864 ins Deutsche übertragen wurde und auch bei uns die öffentliche Aufmerksamkeit erregte. Der verdiente, selbstlose Mann, dessen Name im großen Publikum über seinem erfolgreichen Werk längst vergessen worden ist, lebt, seit Jahren kränklich, in strenger Abgeschlossenheit im Krankenhause zu Heiden im Kanton Appenzell. Sollte dem Dreiundsiebzigjährigen nun die hohe Ehre zu teil werden, als ein Wohlthäter der Menschheit ausgezeichnet und mit einer fürstlichen Ehrenspende bedacht zu werden, so würde das wenigstens noch einen milden Freudenschein im späten Lebensabend des ehrwürdigen Greises bedeuten, den ihm wohl ein Jeder von Herzen gönnen würde.

* * *

Zum Burensieg bei Berkenlaagte. Trotz der drakonischen Strenge, die der englische Generalissimus Kitchener gegen Leben und Gut der noch im Felde stehenden Buren jetzt anwendet und trotz der unerhörten, unmenschlichen Behandlung, die ihre Weiber und Kinder in den Gefangenen-Pferchen der Briten erdulden müssen, ist der Mut der tapferen Krieger, die da verzweifelt um die heimische Scholle und um ihre Freiheit ringen, noch immer nicht gebrochen. Im Gegenteil, es ist ihnen gelungen, den Verheerern ihrer Heimat eine so ernsthafte Niederlage beizubringen, wie sie seit den glücklichen Tagen vom Spionskop und Colenso nicht wieder dagewesen ist. Die Unheilsmär von Berkenlaagte, wo der heldenhafte Burenführer Louis Botha mit seiner wackern Schar einen großen Sieg errungen und 27 englische Offiziere mit 214 Mann getötet oder verwundet worden sind, war ein schriller Mißklang in dem Freudenjubel, der London ob der Rückkehr des Herzogs von Cornwall von seinem Huldigungszug durch die Kolonieen durchhallte. Wer weiß, was die Zukunft noch weiter bringen mag; jedenfalls haben die Buren wieder einmal in deutlichster Weise gezeigt, daß trotz aller Versuche des übermächtigen Gegners, sie zu erdrosseln, ihre zähe Lebenskraft noch lange nicht versiegt ist. Wenn dem Verzweiflungskampf der Helden in Südafrika, die bisher so vergeblich an die Hilfe der Kulturnationen appelliert haben, eine für England fatale Komplikation in der Weltpolitik zu Hilfe kommt, wie sie am Balkan und in Afghanistan ja grade jetzt nicht unmöglich ist, so ist der Ausgang der Kämpfe in Transvaal noch gar nicht abzusehen.

Burenführer Louis Botha, der Sieger von Berkenlaagte.

* * *

Präsident M. T. Steijn.

Die Hauptführer der jetzt noch im Felde stehenden Buren.

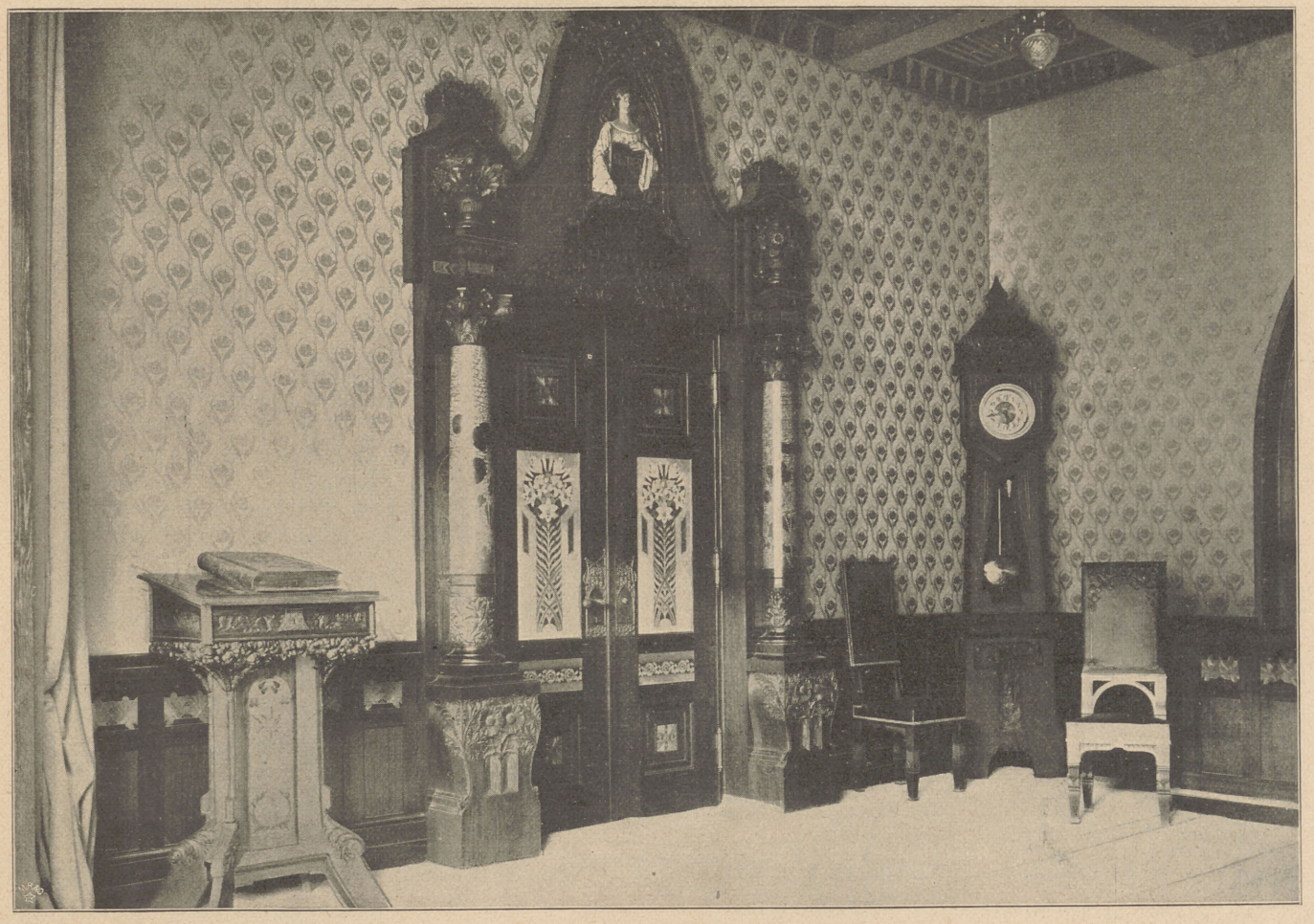
Christian de Wet.

Das neue evangelische Diakonissenhaus in Wien.

Das neue ev. Diakonissen-Krankenhaus in Wien. Das aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef I. neuerbaute evangelische Diakonissen-Krankenhaus in Wien ist eine Schöpfung des Stadtbaumeisters Karl Brodhag in Wien. Das Krankenhaus, das der Verein für die evangelische Diakonissensache in Wien errichtet hat, ist ein hübscher, freundlicher, im Renaissance-Stil gehaltener Bau, dessen Einrichtung als mustergiltig bezeichnet zu werden verdient. Das Gebäude hat drei Geschosse nebst Souterrainräumen. In dem unteren liegt die Aufnahmekanzlei, der elektrisch betriebene Aufzug und mehrere für die diensthabenden Diakonissen bestimmte Zimmer. In dem mittleren befinden sich die Ordinationszimmer der Aerzte, der geräumige Operationssaal und, wie im oberen Geschosse, lichte, mit elektrischer Beleuchtung zweckmäßig eingerichtete Krankenzimmer, mit einem Belegraum für zwanzig Kranke.

* * *

Sitzung des Stadtrats im Rathause zu Karlsruhe.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag von H. Franke & Co., Berlin.



Das Trauzimmer im Rathause zu Karlsruhe, ein Werk des verstorbenen Prof. Hermann Götz.

Prof. Götz, der Schöpfer des Karlsruher Trauzimmers. Aufn. vom Hofphotogr. Oscar Suck in Karlsruhe i/B.

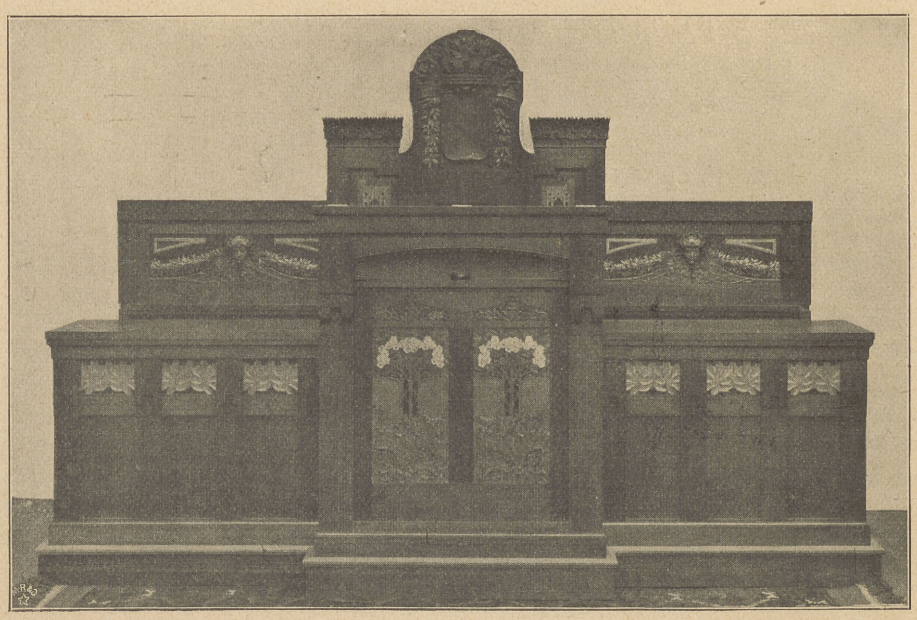
Prof. Götz † und das Rathaus in Karlsruhe. Die Kunststadt Karlsruhe hat mit dem kürzlich heimgegangenen Leiter der dortigen Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums Professor Götz einen herben Verlust erlitten. Denn ihm hat sie den kräftigen und erfolgreichen Aufschwung zu danken, dessen sich das Kunstgewerbe aller Zweige in der Hauptstadt wie im ganzen badischen Lande überhaupt erfreuen darf. Mitten im rüstigsten Mannesalter und vollster Schaffensfreudigkeit, im Alter von kaum 53 Jahren, hat unvermutet der Tod den hochbegabten Künstler und Lehrer aus seiner fruchtbaren Arbeit hinweggerissen. Prof. Götz hat nicht nur als ein schaffender Künstler, in letzter Zeit besonders auf dem Gebiete der Innendekoration, hervorragendes geleistet und sich nicht nur um die erfolgreiche Ausbildung zahlreicher junger Talente in seiner Schule hohes Verdienst erworben, sondern er war auch ein glücklicher Organisator, der es verstand, dem gesamten Kunstgewerbe durch geschickt und feinsinnig arrangierte Ausstellungen die Beachtung des großen Publikums zu erwerben und diesem selbst den Sinn für die Verfeinerung unserer Hausausstattung zu erschließen. So hat er in den achtziger Jahren der Eisenschmiedekunst unserer Tage durch eine Ausstellung zur verdienten Anerkennung und erhöhtem Aufblühen verholfen, auf der Pariser Weltausstellung 1900 hat er an dem Erfolge der deutschen kunstgewerblichen Abteilung einen hervorragenden Anteil gehabt, und neuerdings war es eine Glaskunstgewerbe-Ausstellung, die seine unermüdliche Arbeitskraft in Anspruch nahm. Als bildender Künstler hat sich Prof. Götz außer zahlreichen Arbeiten in Edelmetallen, darunter viele Festgaben für den Großherzog von Baden, namentlich durch seine Entwürfe für die innere Ausstattung von Räumen ausgezeichnet. Ein Hauptwerk von ihm ist das berühmte Trauzimmer im Rathaus zu Karlsruhe, an dessen mustergültiger moderner Neugestaltung im Inneren er überhaupt hervorragend beteiligt war. Unsere Ansichten zeigen die Wand des Zimmers mit der monumental geschnitzten Thür, deren feine Einzelheiten das Auge des Beschauers entzücken.

Lünettengemälde im Trauzimmer.

Das Rathaus in Karlsruhe.
Nach einer Aufnahme von R. Morat in Karlsruhe i/B

Der Traualtar wirkt bei aller Würde und allem Ernst des architektonischen Aufbaus durch die anmutigen dekorativen Beigaben und eine maßvoll heitere Auffassung, namentlich in den lichten Feldern des Mittelteils mit seinem fein durchbrochnen Schnitzwerk, doch durchaus freundlich. Daß Prof. Götz über der starken Hinneigung zu der Arbeit auf kunstgewerblichem Gebiete aber seine ursprüngliche Kunst, die Malerei, nicht vernachlässigt hat, beweist das herrliche Gemälde „Treue um Treue — Bis in den Tod“ in der Lünette des Trauzimmers, das er der Stadt Karlsruhe zum Geschenk gemacht hat. Das Bild ist eine Verklärung des ehelichen Bündnisses von edelster, ergreifender Art. Über die Häupter des Mannes und des Weibes, die sich hier die Hand zum Bund fürs Leben in Liebe und Gottvertrauen reichen, breitet segnend der Genius der göttlichen Ordnung seine Hände, so die Ehe, die Familie als das Ur-Fundament alles staatlichen Lebens und aller Kulturentwickelung kennzeichnend.

* * *

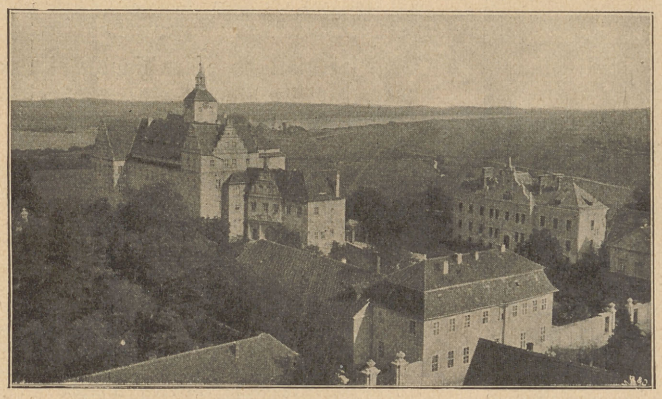


Altar im Trauzimmer in Karlsruhe.

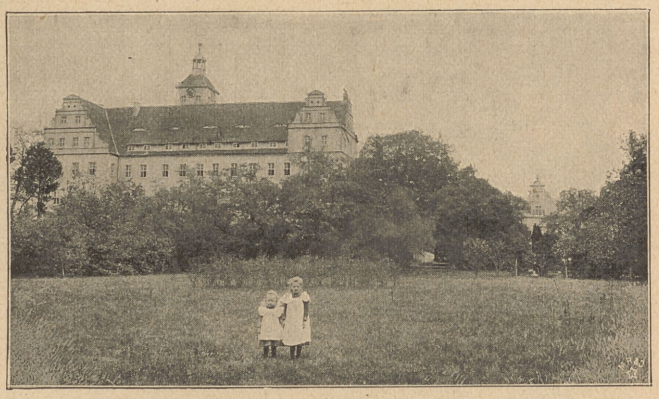
Frauen-Daheim.

Das Leben hält oft das Feinste zurück,
Um es spät erst den Herzen zu zeigen.

Was hängt in halbentblätterten Zweigen
Oft noch für leuchtendes Glück!



Ansicht von Pretzsch a. d. Elbe.



Das Militärmädchenwaisenhaus in Pretzsch a. d. Elbe.

Das Militärmädchenwaisenhaus Schloß Pretzsch a. d. Elbe.

In Schloß Pretzsch an der Elbe, dem herrlich gelegenen einstigen Wohnsitz der Königin Eberhardine, der Gemahlin des sächsischen Fürsten August des Starken, jetzt schon seit langen Jahren die Heimstätte der Mädchenabteilung des Militärwaisenhauses zu Potsdam, wurde am 19. Oktober eine feierliche Einweihung vollzogen. Dem Waisenhaus ist eine Fortbildungsschule für die konfirmierten Mädchen hinzugefügt worden, welches den jungen Waisen die vorzüglichste Ausbildung in allen häuslichen wirtschaftlichen Thätigkeiten, Kochen, Plätten, Schneidern 2c. geben soll. Die segensreiche Einrichtung wurde von unserer Kaiserin liebevoll und thatkräftig unterstützt. — Die gesunde freie Lage des Schlosses mitten im großen Parke und dessen vorzügliche Einrichtung machen den Aufenthalt für die Kinder- und Mädchenwaisen zu einem nach Möglichkeit glücklichen. Klassen- und Schlafzimmer, Küchen und Speisesaal sind luftig und peinlich ordentlich und sauber gehalten. Im Park mit den großen Spiel- und Turnplätzen befinden sich noch ein Lazarett und die schöne Turnhalle mit dem weiten Blick über den Elbstrom. Ein harmonischer und edler Geist faßt die ganze vorzügliche Wohlthätigkeitsschöpfung zusammen, die den Verwaisten außer einer glücklichen Gegenwart die sichere Grundlage für gutes Fortkommen in der Zukunft geben soll.

Waisenmädchen-Gruppe aus Schloß Pretzsch.

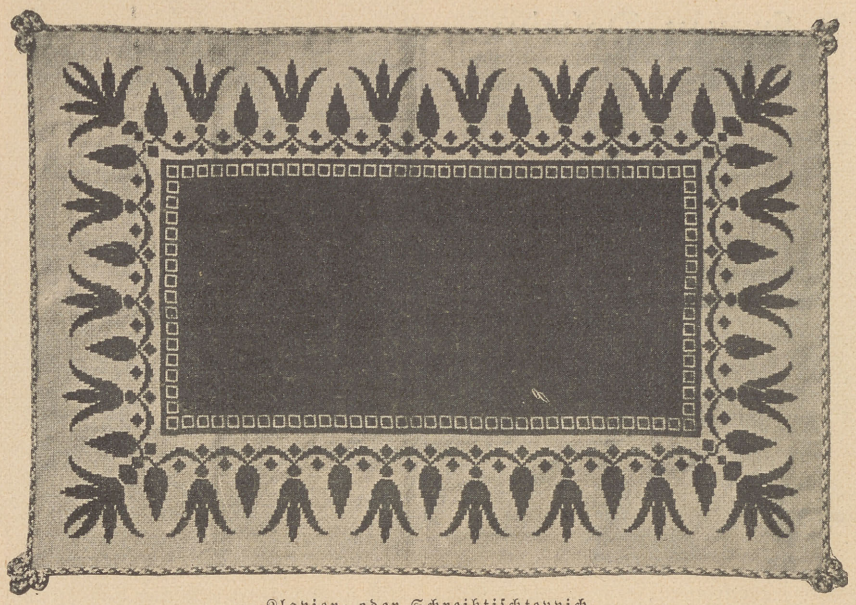
Merans Wintersaison

beginnt, und mancher leidenden Mitschwester wird vielleicht damit gedient sein, einige Winke über die Reise und den Aufenthalt daselbst zu bekommen, falls ärztliches Gebot sie dahin senden sollte. — Ende März dieses Jahres folgte ich solcher Verordnung; ich hatte Kräftigung des Herzens und der Nerven als Erfolg, — abgesehen von hohem Genuß. Wer nicht in München nächtigt, sondern den durchgehenden Wagen von Berlin benutzt, thut wohl, sich genügend mit Proviant zu versehen, weil die Züge oft über die Restaurationen hinausfahren und Speisen weder in Süddeutschland noch in Tirol an die Wagen gebracht werden. Ob die Hochlandluft sich auf der Brennerfahrt schon günstig geltend macht? — ich kam spät abends wenig ermüdet, nur sehr hungrig in Meran an. Nach meinen Erfahrungen würde ich jetzt vorziehen, in Bozen zu nächtigen: Einmal hat man dann die wunderschöne, nur einstündige Fahrt von dort bis Meran am Tage, und dann empfiehlt sich auch wegen der Wohnungssuche die Ankunft am Morgen. — Für Herzkranke ist Meran selbst günstiger, auch wohl Untermais, weil die Wege eben, und für Ausflüge zum Gilftcafé oder nach dem ziemlich höher gelegenen Café Ortenstein sehr viele Rollwagen zu haben sind. — Es gibt einzelne Zimmer mit Frühstück und Abendbrot, die aber meistens nicht unter vier Wochen — andere mit voller Pension, die aber auch nur wochen- und monateweise vermietet werden. Alle Hotels nehmen auch vorwiegend gern Pensionsgäste, vermieten auch für einzelne Wochen, — aber steigt die Anforderung, steigen auch ihre Preise, und wie der Fremdenführer lehrt, hat der Wirt das Recht, jeden Tag zu kündigen, besonders Passanten, — wie Schreiberin dieses es erlebte — während der Gast acht Tage vorher seine Abreise zu melden hat, wenn er nicht mindestens eine halbe Woche volle Pension extra bezahlen will. Mietet man, wie oben gesagt, nur Zimmer und nimmt sein Mittagsmahl im Restaurant, so stellt sich die Sache etwas billiger, sonst muß man mindestens 4 Gulden pro Tag rechnen, Südzimmer in der Hochsaison stellen sich mit voller Pension auf 5 Gulden. Wenn auch an Ort und Stelle Geldwechsler sind, ist es doch besser, sich mit österreichischem Gelde zu versehen, und zwar auch mit Kleinmünze, die man schon während der Reise bedarf. — Man muß sich mit der Kleidung für kalte und warme Tage einrichten; kann sich aber, da jetzt in Meran Zollstation ist, leicht Sachen im Karton nachschicken lassen. — Schleppen auf der Promenade sind nicht gestattet. — Die Kurtaxe wird wochenweise bezahlt; sie richtet sich nach dem Kostenpreis der Wohnung. — Der Landwein ist vorzüglich und nicht teuer.

Wem eine Kräftigungskur in Meran verordnet wird, der zage nicht: Luft und herrlichste landschaftliche Umgebung, die man beide — im Freien sitzend — genießen kann, heben Körper- und Seelenkräfte. L. K.

Lazarett und Turnhalle in Pretzsch.

Schlafsaal im Militärmädchenwaisenhaus in Pretzsch.



Klavier- oder Schreibtischteppich.

Frauenbüchertisch.

Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers. Von Adam Langer, em. Hauptlehrer in Landeck in Schlesien. Im Selbstverlag. Das Frauendaheim empfiehlt seinen Getreuen wieder einmal ein Familienbuch, das sie lieb gewinnen werden trotz der altmodischen Schlichtheit seines Stils, der Enge und Bescheidenheit der Verhältnisse, die es schildert. Ein alter schlesischer Dorfschulmeister erzählt seinen Lebens- und Berufsgang, seine Lebens- und Berufserfahrungen. Als Hirtenbübchen, bei den Rindern seines Vaters, auf der alten steinigen Brache, die der Pflug des Vaters mühsam für eine neue Wintersaat vorbereitet, lernen wir den zehnjährigen Adam kennen, — im singenden langgezogenen Zwiegespräch mit einem anderen Hütbuben, das man förmlich schallen hört durch die klare Luft des Glatzer Schneeberges:

Erster Hirt:
Inua holiba, — doa doa drüba,
Holo so longe, — Vetter Franza Jonge!
Holoho lot! Was host 'n of a Marja (Morgen) ghot?

Zweiter Hirt:
Inua holot, — of a Marja ho ich g'hot
Holaholoppa — Wassersoppa, holaloläppel, — on gekochte Adäppel (Erdäpfel).
Holaholot: Was host du denn of a Marja g'hot?

Die Poesie des schlichtesten, anspruchslosesten Dorflebens voll Entbehrungen und einfacher Freuden, die diese Hirtengesänge über das steinige Brachfeld weg andeuten, erfüllt das ganze Buch. Es zeigt uns ein Lehrerleben auf dem Dorfe mit ungeschminkter Darstellung der Schul- und Lehrverhältnisse in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Gebräuche, Zustände, Verhältnisse und Sitten des entlegenen Glatzer Gebirgsdorfs. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Heimatlitteratur (=Kunst kann man bei der großen Einfachheit der Sprache und Darstellung wohl nicht sagen), aber es ist zugleich ein höchst wertvoller pädagogischer Wegweiser; bis in alle Einzelnheiten teilt der alte Schulmann seine vieljährigen Erfahrungen mit. Arbeit und Mühe härtester Art bei kärgstem Lohn ist diese Schulmeisterlaufbahn, — und doch kann man sich nicht denken, daß jemand seinen Beruf herzlicher liebt, inniger, völliger in ihm aufgeht, als dieser Adam Langer. Wir wünschen dieser Veröffentlichung des in den Ruhestand versetzten alten Mannes weiteste Verbreitung unter der Lehrerwelt und den deutschen Familien! „Gott sein's!" („Gott segne es!") sagt der Glatzer Bauer.

Kunst im Hause.

Kunstgewerbe fürs Haus. Illustrierte Monats-Zeitschrift für Dilettanten. Herausgegeben von C. v. Sivers. Verlag von O. Lienekampf, Berlin-Leipzig. Das sind wirklich prächtige Hefte! Es ist ein Genuß, sie langsam durchzublättern und sich dann zu fragen: Was und wie viele von den schönen Dingen, die man da sieht, könnte man nacharbeiten? Wie viel man darin findet! Die schönsten Vorlagen für Brandmalerei und Tiefbrand, für Aquarell- und Ölmalerei, für Ätz- und Schnitzarbeit! Auf der nächsten Seite Point-lace-Arbeit in den neuen reizenden Blumenmustern, Seiden- und Friesstickerei. Aber ist das alles nicht zu schwer? habe ich anfangs gefragt. — Es steht ja wohl darauf „Für Dilettanten", aber es war mir, als ob doch wohl nur Künstler so etwas herstellen könnten, wie den Notenschrank in Heft 1, 1900, die entzückenden Truhen, Paravents ꝛc. Aber nach der sehr genauen Beschreibung habe ich den Versuch gewagt und — er gelang über Erwarten. — Ich glaube, wir Dilettanten sind zu lange kleinlich in den Arbeiten gewesen. Gut genug — nun, das heißt doch eigentlich schlecht genug. — Bei diesen großen Mustern, in unerbittlicher Naturtreue die Formen nachbildend, weitet sich der eigne Blick. Ja nach solchen Vorbildern möchte man nun arbeiten und sich daran freuen! Man sehe nur die Büffetdecke: „Wegerich" in Heft 6, Jahrgang 1901. Da ist die größte Naturtreue und dabei doch eine ganz eigenartige, persönliche Auffassung. Mühsam sind die Arbeiten wohl, aber ich meine, die Zeit der Surrogate müßte auch für Dilettanten vorüber sein. Nur keine Goldstickereien mit Bronzefarben nachahmen, — ehrliche, ernste, stoffgerechte Arbeit! — dann trägt auch der Dilettant zur Vertiefung unserer künstlerischen Kultur bei.

Ich weiß, daß viele es uns danken werden, sie auf die Hefte von C. v. Sivers aufmerksam gemacht zu haben.

Handarbeit.

Klavier- oder Schreibtischteppich. Der praktische oben abgebildete Teppich ist auf kräftigem, grauem Jutestoff mit dunkelgrüner Castorwolle gestickt; dunkelgrüner Wollplüsch bildet die Mitte. Je nach der Zimmereinrichtung kann das einfache, in pompejanischem Stil gehaltene Muster statt grün, in jeder anderen Farbe gehalten sein. Stoff und Wolle liefert die Tapisserichandlung von H. Dyck, Charlottenburg, Kantstr. 162, für 4,50 Mk.

Für ein vierjähriges Nichtchen zur Hochzeit des Onkels.

Mit Brot und Salz.

(Antwort auf Frage 16.)

Glückauf! Jetzt kommt auch die kleine Maus,
Ihr Sprüchlein zu sagen dem Brautpaar heute.
Bring' Salz und Brot euch ins Hochzeitshaus,
Man sagt ja, daß das viel Segen bedeute.
Wo Salz und Brot ist, hat's keine Not,
Doch besser schmecken noch Butterbröter,
Zwar Salz und Brot macht die Wangen rot,
Doch Butterbröter machen noch röter.

Denn Salz und Brot ist nur ein Symbol
Für Hülle und Fülle, für Glück ohne Ende,
Für Wohlstand und Segen, das wißt ihr doch wohl?
Drum nehmt sie nur hin, meine kleine Spende.

Begleitgedicht zu einer Handschriftendecke, die die Namen einer Hochzeitsgesellschaft enthält, für das junge Ehepaar.

(Antwort auf Frage 17.)

Des Hochzeitstags bedeutungsvolle Stunden,
Sie flogen euch vorüber, wie ein Traum,
Ihr nipptet nur des Freudenbechers Schaum,
Und war't leis, ehe die Neige kam, verschwunden.
Der Gäste Schar blieb fröhlich noch verbunden, —
Gar mancher, der euch sah und grüßte kaum, —
Drum haben wir uns hier auf engem Raum
Vor euren Augen nochmals eingefunden.
Die lieben Züge all', die lieben Namen,
Die buntgemischt sich eingezeichnet hier,
Sind ein Erinn'rungsbild, — nein, nur der Rahmen
Für das Erinn'rungsbild, das vor euch stehen
Wird bei der Decke Anblick für und für,
Will's Gott, bis zu den fernsten Lebenshöhen!

Anna Ecke.

Für die Küche.

Krautklöße. Ein Kopf Weißkohl wird in Salzwasser weich gekocht, ausgedrückt und fein gewiegt. Hierauf verrührt man in einer Schüssel 2 Löffel Butter gut zu Schaum, gibt 2 Eier, Salz, 1 Löffel Mehl und etwas weißen, feinen Pfeffer hinzu, dann das feingewiegte Kraut, vermengt alles gut, formt Klöße daraus und kocht solche in Salzwasser. Diese Klöße sind sehr gut zu Enten- und Schweinebraten. **M. M.**

Fragen.

P. M. in **Th.** Wer empfiehlt einen Erwerbszweig für ein junges Mädchen von 23 Jahren, das lungenschwach ist, aber nicht tuberkulös? Ländliche und schwere häusliche Arbeit hat der Arzt verboten, ebenso langes Stillsitzen. Stammt aus christlicher, sehr ordentlicher und sauberer Handwerksfamilie (Schneider) auf dem Lande. Drei Jahre in Berlin Dienstmädchen gewesen; gute Zeugnisse.

Auskunft.

Fr. 101b. (Antwort an Frau Prof. **P.**) Herr Prof. Dr. Städel empfiehlt zur Konservierung von Gummifabrikaten: In ein nach Bedarf gewähltes Gefäß (für Haushaltungszwecke wird ein Einmachglas mit Pergamentpapier verbunden genügen) hängt man ein Gläschen, halb mit Terpentinöl gefüllt, und legt die Gummiwaren auf den Boden des Gefäßes.

E. Pf. in **D.**

Fr. 13. (Antwort an **H. M.**) Auf alle Fälle kann jeder, der eine Invaliditäts- und Altersversorgungs-Klebekarte besitzt, Rente beziehen, sofern die dazu erforderlichen gesetzlichen Bedingungen vorliegen, denn in den Besitz einer Karte gelangt nur der, der ein Recht dazu hat; auch in dem vorliegenden Falle ist die Zahlung einer Rente mit oben gemachter Einschränkung zweifellos. Die erforderliche Bedingung besteht nur in dem Atteste des Arztes, der einen gewissen Grad von Erwerbsunfähigkeit (völlige Erwerbsunfähigkeit ist nicht nötig) bescheinigen muß. Die Höhe der Rente richtet sich nach der Anzahl der geklebten Marken und dem Werte der letzteren. Auf keinen Fall kann die betreffende Dame heute schon auf eine Jahresrente von 300 Mk. rechnen, auch wenn sie schon bei der 11. Karte angelangt ist und die höchsten Marken, 30 Pfg., oder sogar seit zwei Jahren 36 Pfg., geklebt hat. In 8—10 Jahren wird eine Rente von 300 Mk. wohl gezahlt werden können. Auf alle Fälle ist es ratsam, weiter zu kleben, auch wenn die versicherungspflichtige Beschäftigung aufgegeben werden muß und eine Entgegennahme der augenblicklich zustehenden Rente nicht beabsichtigt ist; dies letztere halte ich aber für unzweckmäßig. Welche Marken bei der Aufgabe der Beschäftigung zu kleben sind, teilt die Ortsbehörde, am besten bei mündlicher Nachfrage, mit. Daselbst wird auch bereitwilligst Auskunft über die Höhe der gegenwärtigen Rente gegeben, sowie auch über den Weg zur Erlangung derselben. Wenn aber die Dame dies nicht gern thut, so bin ich bereit, ihr die Auskunft zu geben, soweit sie solche in dieser Sache wünscht.

Georg Herschel in **Coblenz.**

Fr. 15. Ein gutes Pensionat in der Nähe von Paris ist das Pensionat von Mme Monier, Pensionnat de Demoiselles, Montmorency, près Paris.

A. Th. in **C.**

Redaktionspost.

Langjährige Abonnentin. Daß man Nickelgeschirr aus Staniol fertigen kann, ist uns nicht bekannt. Weiß es eine Leserin?

M. M. in **K.** Ein Rechenlehrmittel für die Kleinen ist im Frauendaheim Nr. 3, Seite 9, des 36. Jahrgangs angezeigt und empfohlen. In der nächsten Nummer werden wir ein weiteres besprechen.

T. S. in **A.** Ja, es ist genügend, wenn eine Erzieherin im Hause sechs Wochen vor dem Quartals-Ersten kündigt, wenn sonst keine andere Kündigungsfrist vereinbart war. Ihre weiteren Fragen sind inzwischen in Antworten an andere erledigt. Gewiß werden Sie es inzwischen selbst gelesen haben.

C. Schm. in **D.** Fragen betreffend Geschäftsgründungen nehmen wir nicht auf!

Besiegter Stein.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Noch deckte hier oben, auf zweitausend Meter Höhe, der Schnee die Hänge nur dann und wann ein Stück braunschwarzen Felsens freigebend. Aber die Sonne schien so kräftig, es war so warm, daß Madeleine ihren Sitz im geschützten Coupé mit einem anderen in der offenen Beichaise vertauschte. Sie konnte sich nicht sattatmen in dieser klaren, herrlichen Bergluft, nicht sattschauen an dem erhabenen Panorama der Eisgiganten dort drüben jenseits des Rhonethales, an dem sonnigen, blauen Himmelszelt im unermeßlichen Rund.

Die gehobene Stimmung in ihr hielt an, während die Post die weitausholenden Serpentinen hinabrollte, durch die Steinöde zuerst noch, durch grünen Tannen- und Lärchenforst dann, der sie wie ein alter Freund aus der Heimat grüßte. Selbst dem schnellen und schnelleren Trab der fünf Pferde, dem munteren Peitschenknall des Schwagers auf dem Bock, seinem behaglichen Geschwätz mit dem Kondukteur brachte sie Interesse entgegen — und dazwischen besann sie sich auf manch kleinen Zug in Odiles Wesen, gedachte deren heiteren Temperaments, begann sich auf das Wiedersehen mit der Freundin zu freuen.

Bis sich das breite Thal vor ihr weitete, sie hinabschauen mußte auf die umfangreichen Baulichkeiten der Installation, auf den Rauchschwaden, der sich aus dem Tunneleingang hob, auf den Materialienzug, der gerad' im Stollen verschwand — bis endlich Le Sueur vor ihr stand in der Vorhalle des Hotel d'Angleterre, mit überlegener Miene sich verbeugend, die brillantenfunkelnde Hand am Spitzbart!

Mit einem Schlage fühlte sie sich zurückgeschleudert um Tage, Wochen. All das bißchen Freudigkeit, das über sie gekommen war, fiel von ihr ab; das freiere Aufatmen erlahmte —

Sie war wieder Madeleine Lintal, ganz des Mannes Tochter, der dort unten unter den Bergen, deren sie heut sich erfreut, seinen Tod gefunden hatte. Die Lippen zusammengepreßt, das Haupt stolz aufgerichtet, so schritt sie auf ihr Zimmer.

Aber als sie allein war, sich selbst überlassen, da kamen ihr plötzlich die Thränen. Zum erstenmale seit langer, langer Zeit. — — —

Der Zug von Genf traf erst in später Abendstunde in Bahl ein.

So konnte Madeleine sich dem nicht entziehen, daß ihr Le Sueur vorher bei dem Diner im großen Speisesaale Gesellschaft leistete. Sie wollte es auch nicht; denn nun war doch schon wieder der starke Drang in ihr, von dem Leiter der nördlichen Tunnelhälfte Näheres über den Stand der Arbeiten . . . über Matthiesens neuere Mißerfolge zu hören, in Le Sueurs spöttischem Gesicht das zu lesen, was er nicht aussprechen mochte.

Doch er war zwar außerordentlich höflich, verbindlich, galant —, aber er war noch weitaus zurückhaltender. Sie suchte vergebens, ihm beizukommen, Thatsächliches aus ihm herauszulocken. Er sprach wohl in halben Tönen, wie er sie liebte, von seinem „unvergeßlichen, unsterblichen, unübertrefflichen Meister"; er sprach auch von den vielen Neuerungen, die „die Zeit" mit sich gebracht hätte und die „allen Beteiligten" ein Übermaß von Arbeit auflüden; es fehlte in seinen Worten nicht an einigen spitzen Pfeilen über die eingebildete Präponderanz der germanischen Rasse und einigen auf dem Altar des engeren Vaterlandes dargebrachten Lorbeerzweigen. Aber das, worauf es ihr ankam, umging er mit geradezu diplomatischer Geschicklichkeit. Der Name Matthiesen fiel nicht von seinen Lippen.

Mit den Zähnen hätte sie knirschen mögen: fragen konnte sie doch nicht!

Als sie sich endlich von der Tafel erhob, hatte sie die widerwärtige Empfindung: dieser Mann da ist doch auch nur ein Kriecher, ein um Tagesgunst feilschender Streber! Zugleich die andere, die sie noch tiefer erregte: wovor beugt er sich denn eigentlich? Vor der besseren Einsicht? Vor einem unbeugsamen Willen, einer straffen Disziplin . . . Oder gar vor beidem? Und während sie im rasselnden Hotelwagen über das berühmte Bahlsche Pflaster dem Bahnhof zurollte, um Odile abzuholen, sah sie im Geiste die hohe Gestalt, den breiten, steifen Nacken, das energische Gesicht mit der kühn geschwungenen Adlernase, die blauen Augen auftauchen, die so scharf wie geschliffener Stahl blicken konnten . . . o, wie sie ihn haßte, diesen deutschen Barbaren! Wie eine Agrippina die Germanen, als die Schreckenskunde in die Stadt der Städte drang, daß die Blüte der römischen Ritterschaft unter den

Kurzschwertern der Cherusker verblutet sei ... wie die französischen Frauen die deutschen Landwehren, als ihre Söhne auf den Feldern von Leipzig den Tod für den großen Korsen fanden ... wie jenes Edelfräulein aus der Beauce, deren Vater, Bruder und Bräutigam vor den Mauern von Beaune la Rolande von deutschen Kugeln zerrissen wurden, und die selbst zum Chassepot griff, sich als Mann verkleidete, die Teuren an den Unterdrückern des Vaterlandes zu rächen!

Den Unterdrückern! Drückte denn nicht auch er alles neben sich nieder mit seiner brutalen Willenskraft?!

Und sie dachte schaudernd daran, daß sie einst trotz allen inneren Widerstrebens mit heimlichem Wohlwollen auf diesen schlanken, starken Mann geschaut hatte, verstohlen in seine großen energischen Augen, daß sie einst gern dem Klange der festen sonoren Stimme lauschte ...

Gottlob: diese Gefahr war vorüber! Für immer ... für immer und ewig! Aber die Erkenntnis, die die Gefahr aus dem Wege räumte: wahrlich, sie war schwer erkauft!

Am nächsten Morgen — es war nicht ganz leicht gewesen, die Pariserin rechtzeitig genug für die Frühpost aus den Federn zu bringen — fuhr Madeleine mit der Freundin nach Uselle zurück. Die kleine Gräfin, anfangs noch etwas verschlafen und teilnahmslos, gähnte von Zeit zu Zeit ebenso unbefangen wie graziös und räkelte sich wie ein Kätzchen in ihrer Ecke unter den warmen Hüllen. Madeleine konnte sich nicht satt sehen an dem feinen Gesicht, das sich so kokett aus dem weichen Sealskinkragen hob, dem zierlichen Näschen, den schöngeschwungenen Lippen, dem zierlichen Kinn, dem ganzen anmutigen Profil. Odile hatte schon gestern abend ihr ganzes Herz wiedergewonnen. Sie fand sie so herzlich, so frisch, so liebenswürdig, so heiter, wie nur je in der gemeinsam verlebten Pensionszeit, so mädchenhaft trotz ihrer Witwenschaft. Nur noch hübscher geworden war sie in den letzten Jahren, das Gesicht hatte mehr Prägung erhalten, die Gestalt bei aller Schlankheit etwas rundere Formen. Und chic war Odile! Madeleine mußte leise lächeln. Dies taubengraue Reisekleid war sicher von Radfern, dem großen Künstler in der Rue Rivoli, das entzückende Hütchen auf dem vollen, blauschwarzen Haar von Delion in der Passage Jouffroy, die Handschuhe von Perrin — lieber Himmel, wie weit lag dies hinter ihr selbst! Und dann mußte sie wieder lächeln, wenn sie an die drei großen Reisekoffer Odiles dachte und an Marion, die elegante Kammerfrau ... wie sich das alles wohl ausnehmen würde im weltfernen Divorcathal?

Allmählich wurde die Gräfin munter, schaute um sich — immer noch die großen dunklen Kinderaugen von ehedem! —, begann zu plaudern. Ganz wie einst: sie plauderte auch über die ernstesten Dinge. Madeleine kannte das schon — bei Odile bedingte ausnahmsweise der leichte Ton nicht immer die Oberflächlichkeit der Gedanken, des Fühlens. Auch für ernste Dinge liebte sie, fand sie zierliche, eigene Wendungen. Und dann, oft mitten im Satz, gewann ihr helles Organ bisweilen eine tiefere, wärmere Färbung, wie jetzt, als sie sagte: „... und hier, tief ... wohl tausend Meter unter uns meißelt sich der Bergmann nun den neuen Weg durch die Felsen? Ah ... warum nur? Wie schön ist es hier oben in dieser herrlichen Luft, zwischen diesen gewaltigen Hängen ... und wie dunkel und traurig wird einst die Fahrt durch den Tunnel sein." Und dann, ganz kurz: „Ah, Madeleine, liebe Madeleine, wie oft habe ich an Deinen Vater gedacht! Weißt Du ... immer in der einen Erinnerung: Da hast Du doch einmal einen ganzen Mann kennen gelernt." Und gleich wieder, mit etwas spöttischem Lächeln: „Sie sind so selten ... ganze Männer. Es scheint, sie werden immer seltener. Bei uns wenigstens. Wie sie umherschleichen auf den Boulevards und von Salon zu Salon. Unsere gefälligen Diener, unsere Sklaven ... sehr schön! Aber ... weißt Du, Madeleine ... manchmal möchte man sich danach sehnen, zu den Zeiten der Urahnen geboren zu sein, wo der Herr noch wirklich der Herr war, der anstatt Lackschuhchen Ritterstiefeln, anstatt des Smoking ein festes Wams trug und sagen konnte: ich will! Mein guter Leon ... er war wirklich ein guter, lieber Mensch, viel besser, als ich zu hoffen wagte. Von den Augen suchte er mir jeden Wunsch abzulesen. Und dabei hätte ich oft beide Arme zum Himmel heben mögen: wenn er doch nur ein einziges Mal mir gegenüber einen festen, eigenen Willen zeigen wollte! Verstehst Du, Madeleine: anstatt Petit fours und Pralinées nur einmal die Peitsche! Symbolisch genommen, natürlich ..."

Langsam kroch die Post zur Paßhöhe hinan. In der letzten Nacht war hier oben frischer Schnee gefallen. Wie ein einziges schlohweißes Gewand lag er über der Felsöde, deckte die Schluchten, überkrustete jeden Stein, hing zwischen den Zweigen und den grünen Nadeln der letzten Föhren. Nun schien die Sonne aus blauem Himmel und überrieselte alle Hänge mit leuchtenden Strahlen. Es flimmerte und glitzerte ringsum, so weit das Auge schweifte, von Milliarden Krystallen, bis hinauf zu den ewigen Gletschern.

Madeleine hatte wenig gesprochen. Ihr war es schon ein so lang entbehrter Genuß, einer lieben Stimme zu horchen. Jetzt verstummte auch die Gräfin. Sie saßen schweigend neben einander, ganz unter dem überwältigenden Eindruck der großen Natur. Nur zuweilen, wenn bei einer neuen Wegwendung ein neues Bild sich erschloß, als die erstarrten Abflüsse des Krankugletschers gleich strahlenden Silberbändern aufleuchteten, als die Sonne in den tausend Eiszapfen reflektierte, die der eingefrorene Wassersturz an dem großen Lawinenschutzdach zu abenteuerlichen Stalaktiten geformt hatte, flüsterte Odile: „Sieh doch nur ... wie schön ... wie schön ..."

In Altern, dicht hinter der Paßhöhe, wo die Posten von Nord und Süd sich kreuzten, wollten die Freundinnen die kurze Rast zu dem üblichen Frühstücksimbiß benutzen.

Als Madeleine in das kleine, peinlich saubere Gastzimmer trat, wo sie manches Mal mit dem Vater gesessen hatte, stockte ihr Fuß —

An dem einen der beiden Tische saß quervor Bruno Matthiesen, neben ihm seine blonde Schwester!

Madeleine faßte sich sofort. Während Matthiesen sich erhob und sich sehr formell verbeugte, schritt sie, mit einem kaum bemerkbaren Neigen des Hauptes, dem zweiten Tisch zu.

Sie mochte gehofft haben, Odile, die sich noch mit Hilfe der Wirtin aus ihren kostbaren Hüllen schälte, hätte die kleine Scene nicht bemerkt. Aber sie irrte. Kaum saß die Gräfin neben ihr, so fragte sie leise: „Wer ist der Herr dort drüben, der Dich grüßte?"

„Ein Beamter der Tunnelbau-Gesellschaft." Es sollte ganz gelassen, ganz gleichgültig gesagt sein, aber der Pariserin mußte der tonlose Klang der Worte doch auffallen. Einen Augenblick schien sie völlig mit ihren erstarrten, winzigen Händen beschäftigt, hauchte sie an, rieb sie gegen einander. Dann fragte sie, nach einem kurzen, schnellen Blick erst in Madeleines Gesicht, dann auf Matthiesen: „Wie heißt er? Ist die hübsche Kleine neben ihm seine Frau? Er ist ein Schweizer?"

„Drei Fragen auf einmal, Odile — ein wenig viel, finde ich!" Madeleine versuchte zu scherzen, aber es gelang ihr schlecht. Es kam so gezwungen, widerwillig heraus. „Matthiesen heißt der Herr. Du wirst wohl den Namen kaum aussprechen können. Die Dame kenne ich nicht persönlich. Ich glaube aber, es ist seine Schwester. Er ist unverheiratet. Und zuletzt — es dürfte Deinem ganzen Interesse an dem Herrn dort einen Dämpfer aufsetzen: er ist Deutscher — Stockdeutscher — sogar preußischer Mobilgarden-Hauptmann oder etwas ähnliches."

Die Gräfin löffelte ein wenig Suppe, aber die Küche der braven Wirtin schien ihrem verwöhnten Gaumen nicht zuzusagen. Sie löste von ihrer Chatelaine die langgestielte Lorgnette aus Tulasilber, beäugte recht ungeniert die ganze kleine Gesellschaft und dann besonders aufmerksam den blonden Hünen an der Querseite des anderen Tisches.

Madeleine hatte sich tief über ihren Teller gebeugt, als beschäftige sie lediglich ihr gesunder Appetit. Dabei war ihr,

Erster Reif. Nach dem Gemälde von H. Mühlig.

müsse sie an jedem Stück Weißbrot ersticken. Ein Glück nur, daß sie am zweiten Tisch ganz allein saßen!

Nun schob Odile ihre Augengläser zusammen, aß einige Brocken, trank einen Schluck Walliser Rotwein, kräuselte ihre Lippen ein wenig zu einem feinen Lächeln und flüsterte wieder: „Ma chérie ... warum betonst Du das eigentlich so großartig ... ‚ein Stockdeutscher!‘ ‚Sogar ein preußischer Mobilgarden-Hauptmann!‘ ... Wenn Du noch sagtest: ein englischer Snob ... ein gieriger Burenmörder ... ein — ein Faschoda-Ungeheuer — —“

Diesmal klang es doch sehr scharf und sicher, als Madeleine erwiderte: „Ich denke, Du kennst meine politischen Ansichten, liebe Odile. Ich kann unmöglich annehmen, daß Du die Deinen geändert hast!“

Aber die Gräfin lachte nur leise: „Herzchen, Du lebst wirklich außerhalb der Welt. Das konserviert gewiß die Schönheit — wie ich an Dir sehe — aber es konserviert auch die antiquiertesten Anschauungen. Hilf Himmel, wir lieben diese Deutschen ja nicht. Vielleicht sagt mancher sogar: ‚noch nicht.‘ Aber hassen, wie ehedem? Pah — wenn Du im Sommer zu mir kommst, zur Ausstellung, dann wirst Du — glaub's mir — sehen, daß dieser Haß nur noch in den überspanntesten Köpfen lebt.“

„Dann werde ich es mir zur besonderen Ehre anrechnen, meine liebe Odile, diesen überspanntesten Köpfen den meinigen zuzählen zu dürfen!“ Madeleine schwieg, hochaufatmend, einen Augenblick. Dann setzte sie mit starker Betonung hinzu: „Ich habe sie hier kennen gelernt ... diese Deutschen! Und hassen ... hassen!“

Im Flur erschien der Postkondukteur und mahnte die Passagiere nach Bahl zum Aufbruch. Matthiesen hatte sich schon erhoben, bezahlte stehend seine Rechnung, half der Schwester in den Mantel. Dann ging er, sich wieder ganz formell verneigend, an Madeleine vorüber zur Thür. Sie ignorierte seine Höflichkeit, indem sie sich tief über ihr Gedeck beugte. Aber die Gräfin hatte kein Auge von seiner hohen, schlanken, alle anderen Gäste um mehr als Kopfeslänge überragenden Gestalt gewandt und von seinem energischen Gesicht.

Als er und seine Schwester das Zimmer verlassen hatten, legte sie ihre Hand auf den Arm der Freundin: „Dieser Herr ... wie nanntest Du ihn doch ... Matthi ... esen ... wirklich ein Name zum Zungenzerbrechen ... dieser Herr, meine liebe Madeleine, das — ist ein Mann!“

Madeleine Lintal erhob sich brüsk. Sie schob den Stuhl fast bis zur Wand zurück, ging mit ihren großen Schritten bis zum Fenster, kehrte sofort um, trat an den Mantelständer, als suche sie nach ihrem Pelz. Das Zimmer hatte sich ganz geleert. Odile knabberte ruhig an dem Restchen eines Biskuits, das sie in ihrem Glase anfeuchtete. Sie lächelte ...

Plötzlich stand Madeleine wieder neben ihr. Und sie raunte heftig zwischen den halbgeschlossenen Zähnen: „Jawohl ... Du hast recht: dieser Herr Matthiesen ist ein Mann. Solch ein Mann, wie Du ihn vorhin schildertest: die Peitsche anstatt Zuckerbrot! Ein rücksichtsloser, brutaler Egoist, ein kaltherziger Streber, der über Leichen geht, um sein Ziel zu erreichen! Und damit genug von ihm — ein- für allemal — ich bitte Dich!“

Ganz langsam drehte Odile der Freundin ihr rosiges Kindergesicht zu, zwischen den Lippen noch das letzte Stückchen Biskuit. Ganz langsam hob sie die langbewimperten Lider und sah Madeleine mit ihren klugen, dunklen Augen voll ins Gesicht. Einen Moment spielte noch das etwas spöttische Lächeln um ihren Mund. Dann erstarb es, sie sagte ganz ernst: „Also doch ein Mann! Ein ganzer Mann! Und der Rest ... ist Schweigen? Gut also! Nous verrons, ma chérie!“ Hastig sprang sie auf: „Komm — komm! Unser Wagen wartet gewiß schon. Komm, meine geliebte, thörichte Madeleine!“

7. Kapitel.

Matthiesen kehrte, sachlich leidlich befriedigt, von seiner Inspektionsreise von Bahl zurück. Mit der Überzeugung, daß er dort zwar keine Freunde gewonnen habe, daß man nach wie vor seine Weisungen anfechten, bekritteln, sein „System“, wie Le Sueur zu sagen liebte, mißbilligen würde, daß er aber auf Gehorsam rechnen könne. Den positiven Widerstand hatte er durch kühle, ruhige Entschiedenheit gebrochen. So mißlich die unfrohe, zweifelsüchtige Mitarbeit war — er mußte sie hinnehmen. Die Stunde, meinte er, werde ja doch kommen, wo die Zweifelnden sich bekehrten, die Unfrohen freudig der gesicherten Vollendung des Werkes entgegensehen würden.

Auch Oberst Sicher war in Bahl gewesen, und seine gewichtige Stimme hatte Matthiesen kräftig unterstützt. Je länger, desto mehr fühlte der Oberingenieur, daß er auf Sicher unbedingt rechnen konnte. Es war in gemeinsamer Beratung, aber im scharfen Anschluß an die Vorschläge Matthiesens ein umfassendes Arbeitsprogramm für die nächste Zeit aufgestellt worden: Langsames Vorgehen des Hauptstollens; energische Arbeit im Parallelstollen. Der Zeitverlust vor Ort sollte durch stärkere Betreibung des Vollausbruchs im Hauptstollen zum ganzen Tunnelprofil eingebracht werden, für den die sofortige Beschaffung elektrischer Bohrmaschinen von Siemens & Halske beschlossen wurde. Der Anwendung der elektrischen Kraft wurde überhaupt ein breiterer Raum zugestanden, auch die Arbeitsstätten im Tunnel sollten elektrisch beleuchtet, dazu die elektrischen Centralen in Usella und Bahl wesentlich vergrößert werden.

Mit allem war Oberst Sicher einverstanden. Es erfüllte Matthiesen doch mit froher Genugthuung, daß all die Vorschläge, die er in schlaflosen Nächten, in hartem Sinnen am Arbeitstisch entworfen, sich nun verwirklichen sollten.

Nur in einem gab der kühle Geschäftsmann nur mit sichtbarem Zögern nach. Von den umfassenden Wohlfahrtseinrichtungen wollte er nicht allzuviel wissen. „Wir bezahlen gut und pünktlich — was wollen unsere Leute mehr? Alles übrige ist im Grunde ihre eigene Sache. Gewiß — ich bin nicht unbillig. Ich will unsere Pflichten nicht verkennen, diese freilich etwas neumodischen Pflichten über die Lohnzahlung hinaus! Aber, mein lieber Herr Matthiesen, alles hat seine Grenzen. Sie ziehen mir diese zu weit, sie verhätscheln mir die Leute geradezu. Mein Himmel, wenn ich so denke, was der alte Favre für ein Gesicht gemacht hätte, wenn Sie ihm mit Ihrem Badeerlaß gekommen wären! Na ja ... andere Zeiten, andere Sitten! Wie die Unternehmung dabei fährt, wissen die Götter ...“

Schließlich hatte er doch nachgegeben ... „Indemnität bewilligt,“ wie er lachend erklärte. „Am Ende ... jeder von uns hat seinen Tollpunkt. Wir wollen nur eine feste Grenze ziehen, nicht ins Uferlose hineinsteuern. Geht nachher das ganze Unternehmen in die Brüche, dann hat wenigstens jeder Aufsichtsrat ein Häuschen, eine Badezelle und ein gesichertes Hospitalbett, um je nach Bedarf in einem von diesen über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks nachzudenken —“

Matthiesen ging mit fieberhaftem Eifer an die neuen Aufgaben. Es war ihm, als zerrinne die kostbare Zeit ihm unter den Händen, als müsse er sie festhalten, jede Stunde nutzen. Am frühen Morgen ins Büreau, um die Mittagsstunde in den Stollen — dann wieder Sitzungen und Beratungen mit den Beamten, Inspizieren der Werkstätten — abends stundenlange Arbeit am Schreibtisch, bis Gertrud kam und ihm das elektrische Licht ausdrehte: „Nun aber Schluß, mein Lieber. Bedenke, daß Du auch nur eines Menschen Kraft hast.“

Dann saßen die Geschwister wohl noch ein Viertelstündchen am glimmenden Ofen und besprachen dies und jenes: von den Kranken drüben im anderen Flügel, deren Zahl leider immer noch nicht wesentlich abnahm; vom alten Cialdini, dessen Drehbank leise heraufdröhnte; von der Heimat —

Einmal hatte er die Schwester gefragt: „Ist's Dir auch nicht zu einsam hier? Gereut's Dich nicht, hergekommen zu sein, Trude?“

Da gab sie ehrlich zurück: „Anfangs dacht ich wohl, ich

hielt's nicht aus. Ich meinte immer, die Felswände müßten herabstürzen und mich erdrücken. Aber jetzt — jetzt —"

Sie brach plötzlich ab, und er sah im Halblicht des Ofenfeuers, wie eine leichte, rosige Röte in ihrem Gesicht emporstieg. Sie glaubte sich ganz unbeobachtet — ein süßes Lächeln spielte um ihre Lippen. Und er forschte nicht weiter. Er wußte, die kleine Schwester hielt schon fest, was ihr eigen geworden war, sie fand schon selbst ihren Weg —

„Ja jetzt —" sagte er nur — „jetzt kommt der Frühling."

Er selber freilich merkte es kaum, daß sich die Hänge mit frischem Grün bedeckten, daß aus jedem Felsblock, aus jedem Spalt die Ranken emporschossen zum Licht, die Veilchen blühten, die Heckenrosen längst knospeten, die vollen, schlanken Dolden des Steinbrech sich erschlossen. Er bemerkte nicht, wie die Sonne täglich höher und höher stieg, die ersten farbenprächtigen Schmetterlinge sich in den Weiden zeigten, und wie es in den Büschen und Wipfeln um das graue Schloß von hundert Vogelstimmen jubilierte.

Sein Sinnen war nur im dunklen Berg, in der ewigen Nacht. Als ob er alle anderen Gedanken in der Arbeit ertöten wolle.

Das Vordringen im Parallelstollen ging ihm zu langsam. So entschloß er sich, ihn auch von dem Innern aus angreifen zu lassen, an vier Stellen zugleich, mittelst einzelner Durchschläge, von denen aus gleichmäßig nach vor- und rückwärts gearbeitet werden sollte.

Schreitender Bauer.
Nach einer im Verlage von Fritz Gurlitt in Berlin erschienenen Radierung von W. Leibl.

Aber zum erstenmal stieß er hierbei auf mehr als passiven Widerstand. Er hatte vorausgesehen, daß die künstliche Ventilation in diesem Seitenstollen fast versagen mußte, daß es galt, den Mißstand in den Kauf zu nehmen, der ja in diesem Fall nur ein vorübergehender sein konnte. Er hatte auch die Schichtdauer aufs äußerste abgekürzt, als er mit fünf Arbeitsteten zugleich seinen neuen Plan ins Werk setzte. Doch selbst der alte Stamm, die Garde der Arbeiter, schien sich ihm versagen zu wollen.

Matthiesen war selbst mit eingefahren.

Trotzdem er fast täglich vor Ort war, konnte er noch immer nicht die Erinnerung an jene schreckensvollen Nachtstunden verwinden, in denen Lintal mit ihm zum letztenmal den Weg vom Bahnhof bis zur Arbeitsspitze durchmessen hatte, die Erinnerung an die entsetzlichen Augenblicke, in denen er den Todwunden unter dem stürzenden Gestein hervorriß. So stark er seine Nerven glaubte, er mußte sie immer von neuem niederkämpfen, wenn er an dem kleinen Dynamitmagazin vorüberschritt, vor dem Lintal seinen Atem ausgehaucht hatte.

Auch heute war er der inneren Erregung nicht ganz Herr.

Er war mit Arnold bis zur vordersten Durchschlagsstelle gefahren. Die Arbeiter standen unschlüssig zur Seite, hockten auf dem Material umher, zerrten mit verdrossenen Mienen an den Lampendochten. Stumm noch, doch unverkennbar mürrisch, widerwillig, trotzig —

Der Capo Giovanni ging von einem zum andern, raunte, flüsterte, drohte mit beweglicher Gestikulation. Aber die Leute zogen die Achseln hoch; die einen starrten vor sich hin, andere lächelten höhnisch.

Ein paar Augenblicke stand Matthiesen schweigend mitten unter ihnen. Mit fest zusammengepreßten Lippen.

Er fühlte, daß er den Arbeitern viel zumutete. Die Luft war zum Ersticken, die Temperatur an vierzig Grad; ihm selbst perlte der Schweiß aus jeder Hautpore.

Aber er fühlte auch, daß der Augenblick entscheidend war.

Noch einmal sah er um sich auf die fünfzehn, zwanzig Männer, die teils neben der Bohrmaschine standen, teils auf ihre Hauen gestützt an den feuchten Wänden lehnten. Im düster flackernden Licht maß er jeden einzelnen.

Dann richtete er sich plötzlich auf.

„Vorwärts, Arnold! Avanti, Giovanni!"

Und mit seinen Riesenkräften stemmte er sich gegen den Bohrwagen; Arnold und der Capo griffen zu . . . schwer, langsam schob sich der Wagen gegen den Felsen. Die Arbeiter wichen zurück. Aber als Matthiesen sich niederbeugte, um die Schläuche der Druckwasserleitung an die Maschine zu legen, hörte er dicht hinter sich ein kurzes Auflachen. Und wie er sich umwandte, sah er in das grinsende, höhnische Gesicht eines jungen Sizilianers —

Da übermannte ihn plötzlich der furor teutonicus. Ohne sich die möglichen Folgen zu überlegen, holte er aus und schlug dem Laffen hinter die Ohren. Im gleichen Augenblick blitzte auch schon eine Klinge. Aber Matthiesen griff, noch ehe Arnold dazwischen springen konnte, nach der Hand des Burschen, umspannte sie fest und preßte sie wie im Schraubstock zusammen, bis das Messer klirrend zu Boden fiel.

Er war vollkommen darauf gefaßt, daß die übrigen Arbeiter über ihn herfallen würden. Während er die Hand des jungen Menschen freigab, dachte er nur daran: wie verkaufst Du Dein Leben am teuersten! Und dann: wie kommt

der Arnold am besten davon — Aber es geschah nichts — gar nichts —

Der Sizilianer betrachtete mit verzerrtem Gesicht seine Hand; die anderen standen noch einen Augenblick wie starr.

Plötzlich brachen sie in ein lautes Gelächter aus, drängten den Missethäter zur Seite und legten Hand an die Bohrmaschine — in der nächsten Sekunde schon knirschte der Stahl gegen den Fels. Und dann erst trat einer von ihnen zu Matthiesen und bat: „Signor . . . dem Luigi geschah sein Recht. Aber Signor haben eine verd— harte Faust — corpo di bacco — wollen Sie dem Luigi nicht das . . . das mit dem Messer vergeben? Schließlich . . . es wehrt sich eben jeder, wie er kann . . ."

Wieder lachten die anderen, und Matthiesen lachte mit. Er nickte . . . da stand immer noch der Luigi und rieb sich die Finger, und der Stahl kroch malmend in das Gestein, und das Wasser aus dem Kolben strudelte zwischen den Füßen der Arbeiter —

Was wollte er mehr? Er hatte noch einmal gewonnen. Die Art, wie er's erreicht, behagte ihm selbst herzlich wenig — aber er mußte zufrieden sein. Als er mit Arnold zur nächsten Arbeitstete ging, machte ihn der Bauführer, sichtlich besorgt, auf das heimtückische Gesicht des Sizilianers aufmerksam. „Er vergißt Ihnen die wohlverdiente Ohrfeige nie, Herr Matthiesen. Sie sollten ihn doch lieber dem Gensdarm übergeben . . ."

„Nein, Kollege . . . nein!"

„Oder ihn wenigstens am nächsten Lohntage entlassen . . ."

Matthiesen schüttelte hartnäckig den Kopf.

„Begraben wir die Geschichte, lieber Arnold —"

Am Nachmittag fand er auf seinem Arbeitstisch im Büreau ein kleines, schwarzumrändertes, duftendes Kärtchen:

„Comteß Odile Beauvau bittet um die Erlaubnis, die Arbeiten im Tunnel besichtigen zu dürfen, und würde für sachverständige, liebenswürdige Führung ungemein dankbar sein."

Ähnliche Gesuche waren nicht selten. Der Name war ihm unbekannt. So klingelte er dem Büreaudiener und fragte, ob die Dame warte? ‚Nein — der Brief sei von der Villa Lintal aus herübergeschickt worden.' Dunkel erinnerte er sich, gehört zu haben, daß Madeleine Lintal Besuch habe — richtig, er hatte sie ja wohl auch in Alteren mit einer fremden Dame gesehen?!

Er hielt das wappengeschmückte Kartonblättchen ein paar Minuten unschlüssig in der Hand, obwohl es zu seiner Erledigung eigentlich gar keines Entschlusses bedurfte. Erst nach einer ganzen Weile schrieb er sein „Genehmigt!" unter die Karte und sandte sie, wieder nach einigem Überlegen, an Gardoni „zur Benachrichtigung der Gesuchstellerin und weiteren Veranlassung; ich stelle anheim, die Führung der Dame selbst zu übernehmen."

Die rein geschäftsmäßige Erledigung einer ganz gleichgültigen Angelegenheit! Aber sie regte ihn mehr auf, fiel ihm stärker auf die Nerven, als der unangenehme Vorfall im Stollen. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu dem kleinen Briefe zurück. Er hatte sich so mühsam, in betäubender Arbeitshast, innerlich leidlich frei gemacht, glaubte wenigstens, sich frei gemacht zu haben — nun schlug dies winzige Blättchen Papier wieder eine Brücke zur Vergangenheit — nur weil es aus Madeleine Lintals Hause zu ihm in das Geschäftszimmer geflattert war, weil ihre Hände es vielleicht berührt, ihre Augen auf ihm geruht hatten. (Fortsetzung folgt.)

Friedrich Wilhelm III. und die Konvention von Tauroggen.

Die Geschichte ist eine unbestechliche Richterin. Wo Mythe und Legende um große Thaten und Personen ein dichtes Rankengewinde verhüllender Verklärung gesponnen haben, da tritt sie auf und zerreißt oft mit starker Hand das Gewebe, so daß sich unserem Auge ein anderes Bild darbietet, als wir es bisher zu sehen gewohnt waren. Unsere Zeit insbesondere, die auf streng archivalische Forschung so großes Gewicht legt, hat oft Urkunden zu Tage gefördert, die für unsere bisherige Anschauung über geschichtliche Thaten geradezu umwälzend gewirkt haben. Dann entbrennt wohl ein Kampf der Geister, die Anhänger der alten Anschauung wollen sich nur schwer von den einmal vertretenen Ansichten trennen und bekämpfen die neuen mit scharfen Waffen. Meist in historischen Zeitschriften oder Einzeldarstellungen wogt dann der Kampf, nur selten gibt sich eine Partei verloren, das Gefecht erlischt allmählich, um bei passender Gelegenheit wieder aufzulodern. Die große Mehrzahl der Gebildeten erfährt von diesen Kämpfen hier und da aus Tagesschriften, ohne einen vollen Einblick zu bekommen, und doch sind die Ergebnisse dieser Kämpfe auch für sie oft von hoher Bedeutung, denn sie wollen nicht minder teilnehmen an dem Urteil der Geschichte.

So ist auch in unseren Tagen ein solcher Kampf entbrannt, und zwar um die Frage: *Hat General York, als er die Konvention von Tauroggen am 30. Dezember 1812 abschloß, geheime Instruktionen des Königs gehabt oder nicht?* Uns allen wurde in der Schule gelehrt, und in zahlreichen Geschichtswerken steht es zu lesen, daß York jene weltgeschichtliche That, die das preußische Korps von der französischen Gefolgschaft loslöste und die preußische Erhebung entzündete, aus freiem Entschluß und auf eigene Gefahr, ja selbst gegen den Willen des Königs ausführte. Es ist die Auffassung, die der bekannte Historiker Droysen in seinem „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" in glänzender Weise verfochten hat, und die wesentlich hierdurch seitdem im allgemeinen herrschend geblieben ist. Er faßt York als tragischen Charakter auf, der sich bei Abschluß der Konvention in einem schweren sittlichen Konflikte zwischen seiner Pflicht gegen den König und dem, was er für das Wohl des Vaterlandes für notwendig hielt, befand. Ihm ist es zweifellos, „daß York ohne Autorisation, eigenmächtig und wenn nicht gegen die ausdrückliche, so doch gegen die wahrscheinliche Willensmeinung des Königs handelte."

Schon vor fünfzig Jahren hatte sich der bekannte ostpreußische Patriot, Minister und Burggraf von Marienburg Theodor v. Schön, vergeblich bemüht, den Biographen Droysen davon zu überzeugen, daß York nicht aus eigenem Entschluß, sondern auf Grund bestimmter Winke des Königs die That vollführt habe. Die Überzeugung Schöns gründete sich auf spätere Äußerungen von York selbst und dessen damaligem Adjutanten, dem Major v. Seydlitz. Droysen hatte damals sich nicht überzeugen lassen, da wie er selbst schreibt, Schön „sowohl Seydlitz wie York erst nach dem entscheidenden Schritt" gesprochen habe, und „er daher nicht zu sagen vermöge, wie weit beide der Wahrheit streng getreu in ihren Äußerungen geblieben sind." In unseren Tagen ist nun durch die Veröffentlichung des ganzen, früher nur teilweise bekannten Briefwechsels Schöns mit Droysen und Pertz, dem Biographen Gneisenaus, die Streitfrage aufs neue aufgerollt worden und hat zu zahlreichen Streitschriften und Äußerungen Veranlassung gegeben. Es sei hier gleich bemerkt, daß Pertz, im Gegensatz zu Droysen, schon damals die Ansicht gewonnen hatte, daß York „wohl nach geheimem Befehle" gehandelt habe.

Wenn man hierbei von „geheimen Befehlen oder Instruktionen" spricht, so muß von vornherein als gewiß angenommen werden, daß es sich dabei immer nur um mündliche, niemals um schriftliche Weisungen handeln konnte; die Lage Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1812, inmitten der französischen Herrschaft, war viel zu gefahrvoll, als daß er sich jemals zur Übersendung schriftlicher Instruktionen, die eine etwaige Trennung von den Franzosen ins Auge fassen mußten, hätte entschließen dürfen. Auch mußte die Erteilung solcher jedenfalls für alle Zeit das Gebot des Schweigens darüber in sich schließen, da es sich um eine immerhin Mißdeutungen ausgesetzte Handlung des Monarchen handelte. Es darf daher nicht als verwunderlich angesehen werden, daß es bisher nicht gelungen war, archivalische Urkunden aufzufinden, die einen vollgültigen Beweis für die eine oder andere Ansicht gebracht hätten. Erst vor kurzer Zeit ist ein Aktenstück aus dem königlichen Hausarchiv ans Licht gebracht und in den „Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte" veröffentlicht, das thatsächlich solcher geheimen Befehle Erwähnung thut und kaum einen Zweifel an ihrem Vorhandensein mehr zuläßt.

Im Jahre 1812 war der damalige Major Ludwig v. Wrangel Flügeladjutant des Königs. Er war schon mehrfach zu geheimen Sendungen und Mitteilungen benutzt worden, so 1810 nach Petersburg und im Jahre 1811 und 1812 an den russischen Gesandten Grafen Liewen. Wrangel wurde nun im August 1812 aus Schlesien, wohin er den König begleitet hatte, zu dem preußischen Armeekorps nach Kurland geschickt und behauptet in der genannten Urkunde, hierbei der Träger geheimer Befehle gewesen zu sein. Diese Urkunde ist ein im Jahre 1838 an den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gerichtetes Gesuch, das sich, wie erwähnt, im Hausarchiv findet. Wrangel lebte zu dieser Zeit auf seinem Gute Kurkenfeld in Preußen als Generalleutnant a. D. und hatte sich durch irgend eine Veranlassung die Ungnade des Kronprinzen zugezogen. Bei einer Anwesenheit desselben in Preußen im Jahre 1838 benutzte Wrangel die Gelegenheit, dem Kronprinzen ein Gesuch vorzulegen, in dem er durch eine „kurze Zusammenstellung einiger Züge seines politischen Lebens"

sich seine Gnade wieder zu erwerben suchte. — Wrangel erwähnt in diesem Gesuche zunächst, daß er es gewesen, der am 18. Juli 1810 den König zur Reise nach Hohenzieritz bewogen habe, so daß dieser und die Prinzen die Königin Luise noch lebend angetroffen hätten. Er erzählt dann weiter wichtige Einzelheiten über seine geheimen Sendungen nach Petersburg in demselben Jahre und seine Verhandlungen mit dem russischen Gesandten 1811 und 1812; alsdann kommt er zu den Ereignissen im Sommer 1812. Im August dieses Jahres habe er den König auf seiner Reise nach Schlesien begleitet, und dort sei auch das Gespräch auf den Einmarsch der Franzosen nach Rußland gekommen. Hierbei habe er, Wrangel, die Frage gethan: „Was Ihre Majestät über Ihr mobiles Korps in Kurland befohlen hätten, wenn Napoleon geschlagen würde und ein allgemeiner Rückzug erfolgte?“ Der König habe diesen Fall zwar für sehr unwahrscheinlich gehalten, indessen doch bemerkt, daß auch für diesen „jetzt noch nicht denkbaren Fall“ der General Grawert — damals noch Kommandeur des preußischen Hilfskorps — wohl mit einer Instruktion zu versehen sei und „daß das Armeekorps sich dann von den Franzosen trennen könnte.“

Wrangel erzählt dann wörtlich weiter: „In Glatz eingetroffen, ließen Seine Majestät mich des Morgens ganz früh rufen und befahlen mir, alles zu meiner Reise nach Kurland bereit zu halten, indem Sie schon befohlen hätten, eine Kabinettsordre an den General v. Grawert auszufertigen, in der gesagt wäre, daß ich von der Willensmeinung Seiner Majestät unterrichtet, die näheren Verhaltungsbefehle mündlich zu überbringen beauftragt wäre. Die Befehle Seiner Majestät lauteten in der Art:

1. Alles Blutvergießen womöglich so weit verhindern, als es die Ehre der Truppen erlauben würde.

2. Im Fall eines allgemeinen Rückzuges sich von der französischen Armee zu trennen und das preußische Korps in Graudenz zu konzentrieren, ohne Franzosen oder Russen in der Festung aufzunehmen, und

3. daselbst die weiteren Befehle des Königs abzuwarten.

In Mitau eingetroffen, fand ich den General v. Grawert so krank, daß er kaum die Kabinettsordre erbrechen konnte. Ich eilte daher zum General von York, der das Kommando des Korps übernommen, fand denselben aber wenig geneigt, so wichtige Befehle auf bloß mündliche Mitteilung hin auszuführen, und erst nach 14 Tagen immerwährender Vorstellungen gelang es mir, denselben zur Ausführung der königlichen Befehle zu bewegen, und eine Unterredung mit dem russischen General v. Essen fand zwischen den Vorposten statt, wo man sich gänzlich verständigte, und die ich eingeleitet hatte. Es ist daher nicht der General v. York, der aus eigener Bewegung so handelte, sondern er befolgte nur die Befehle des Königs, die ich ihm überbracht hatte, deren wichtige Folgen zu bekannt sind, um sie weiter zu erwähnen.“

So weit die Angaben Wrangels. In der That wurde er, wie aktenmäßig feststeht, im August 1812 von Glatz zum preußischen Korps nach Kurland geschickt. Auch eine noch vorhandene königliche Ordre vom 12. August an Grawert erwähnt seine Absendung. Am 22. August traf er bei York ein. Zahlreiche Berichte von ihm an den König und den Stabskanzler Hardenberg liegen aus der folgenden Zeit vor. Am 24. September fand die erste Zusammenkunft Yorks mit dem russischen General v. Essen statt, nachdem schon verschiedene Verhandlungen vorausgegangen waren. York hatte auch dies, wie wir wissen, nur ungern gethan, es handelte sich dabei um den ersten Punkt der geheimen Weisung, unnützes Blutvergießen zu vermeiden, der ihm durch eine königliche Ordre vom 12. September aufs neue nahe gelegt worden war. Die Einnahme Moskaus war eben bekannt geworden. Noch war an ein Eintreten des zweiten Punktes jener Weisung nicht zu denken. Nach den Mitteilungen des Ministers v. Schön, der sich hierbei auf Äußerungen Yorks stützte, soll aber schon bei dieser Unterredung eine gewisse Verständigungerzielt worden sein. Jedenfalls stimmen die thatsächlichen Vorgänge bis hierhin mit den Angaben Wrangels, und es liegt kein Grund vor, auch seine Angaben wegen der weiteren, die Trennung des preußischen Korps von den Russen betreffenden Weisung in Zweifel zu ziehen. Es liegt hierzu um so weniger Grund vor, als zu der Zeit, wo Wrangel sein Gesuch an den Kronprinzen richtete, König Friedrich Wilhelm III. noch lebte und Wrangel daher eine Behauptung von solcher Wichtigkeit niemals gemacht haben würde, wenn sie nicht völlig der Wahrheit entsprach. Lag doch die Wahrscheinlichkeit vor, daß der Kronprinz von diesem Gesuch und dessen Angaben seinem königlichen Vater Mitteilung machte. Die Wichtigkeit, die dem Gesuch beigelegt wurde, zeigt sich ja schon darin, daß es dem königlichen Hausarchiv übergeben wurde.

Liegt nun in allem diesem schon Grund genug, an dem Vorhandensein geheimer Weisungen nicht mehr zu zweifeln, so spricht auch das Verhalten des am meisten Beteiligten, des Königs Friedrich Wilhelm III., ebenso dafür. Der Adjutant Yorks, Major v. Seydlitz, hat auf Grund seines Tagebuchs und der Mitteilungen Yorks nach dem Kriege eine Darstellung der Begebenheiten verfaßt. Diese wurde auch an höchster Stelle eingereicht, und der König hat eigenhändig darin eine hochbeachtenswerte Änderung vorgenommen. Seydlitz hatte gesagt, es habe keine geheime Instruktion bestanden. Der König hat den Satz durchgestrichen und an den Rand geschrieben: „Der Nichtexistenz geheimer Instruktionen darf keine Erwähnung geschehen.“ Was ist hieraus zu schließen? Droysen hat merkwürdigerweise daraus entnehmen zu müssen geglaubt, daß in der That keine geheime Weisung bestanden habe. Warum sollte dann der König die Angabe nicht haben stehen lassen? Es erscheint aber doch viel näherliegend, anzunehmen, daß sein Wahrheitsgefühl es nicht zuließ, daß etwas positiv Unrichtiges darüber veröffentlicht werde; das Gegenteil aber wünschte er ebensowenig, und daher sollte der Sache überhaupt keine Erwähnung geschehen.

Einen weiteren Beweis für die innere Übereinstimmung des Königs mit Yorks That bieten sein Verhalten und seine Stimmung beim Empfang der Nachricht von der bevorstehenden Kapitulation. Unser großer Kaiser Wilhelm hat einmal dem General v. Fransecky, als dieser Gouverneur von Berlin war, den Eindruck erzählt, den die Nachricht von der bevorstehenden Konvention bei seinem Vater hervorbrachte. Diese Erinnerungen des Generals wurden von mir im 11. Heft v. J. von Velhagen & Klasings Monatsheften veröffentlicht, und die betreffende Stelle sei hier noch einmal wiederholt. Am 26. Dezember 1812 hatte York die entscheidende Unterredung mit dem russischen General Diebitsch, der der förmliche Abschluß in den nächsten Tagen folgen sollte. Er sandte am 27. den Major Grafen Henckel von Donnersmarck mit der Nachricht von der getroffenen Entscheidung zum Könige. Über dessen Eintreffen — es war am 2. Januar 1813 — erzählte nun Kaiser Wilhelm: „An einem Tage im Januar 1813 machte der König, mein Vater, mit dem Kronprinzen und mir und unserem Gouverneur nach dem Frühstück eine ‚Digestions-Promenade‘, wie er es nannte, im Neuen Garten. In der Nähe desselben holte uns eine Kalesche ein, sehr beschmutzt und sehr eilig fahrend, und aus derselben stieg Major Graf Henckel von Donnersmarck, Flügeladjutant des Königs, welcher von der Armee kam und dem König einen Brief überreichte. Wir Prinzen hatten zurückbleiben müssen, während der König mit Henckel sprach. Bald fuhr letzterer wieder nach der Stadt zurück, der König kam zu uns Prinzen zurück mit den Worten: ‚Schöne Geschichten, wie 1806; das Kapitulieren fängt wieder an. General York hat kapituliert.‘ Der König machte aber keineswegs ein bekümmertes oder betrübtes Gesicht. Am anderen Tage durchlief Potsdam das Gerücht, York habe kapituliert. Dies Gerücht entstand aus Briefen, welche Henckel an einige höhere Offiziere mitgebracht hatte. Der König versammelte infolgedessen die Generale und Stabsoffiziere der Garnison um sich und betonte sehr scharf und ernst, es sei eine Kapitulation und keine Konvention geschlossen, und fügte hinzu, General York werde vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Durch das Wort Kapitulation sollte Napoleon beschwichtigt werden.“

Diese Erzählung Kaiser Wilhelms an Fransecky ist um so bedeutsamer, als sie fast wörtlich mit einer Mitteilung übereinstimmt, die der Kaiser schon lange Jahre vorher dem Professor Pertz für dessen „Leben Gneisenaus“ erst mündlich und dann schriftlich gemacht und die diesem ebenfalls die Meinung vom Vorhandensein geheimer Weisungen beigebracht hatte. Die Scene im Neuen Garten wird genau so geschildert — ein schönes Zeugnis für das treue Gedächtnis Kaiser Wilhelms. Auch hier sagt der Kaiser, „sein Vater habe einen Ausdruck der Befriedigung gehabt, den wir seit lange nicht an ihm bemerkt hatten.“ Diese „gehobene Stimmung“ des Königs habe sichtlich fortgedauert und sich noch durch einen anderen kleinen Vorfall an demselben Tage gezeigt. Sie, die Prinzen, seien an demselben Abend zu einem Ball eingeladen gewesen, hätten nun aber, da sie das Ereignis als ein unglückliches aufgefaßt hätten, nicht hingehen wollen. Als sie dies abends beim Thee dem Könige mitgeteilt hätten, habe dieser gesagt: „Das hätte Euch nicht abhalten sollen.“ Dies und die Fortdauer der „erwähnten heiteren Stimmung am ganzen Abend“ habe sie ganz verwirrt gemacht.

So geben uns diese Mitteilungen den besten Aufschluß über die Stimmung und innere Stellung des Königs zur Konvention von Tauroggen. In Verbindung mit jener oben mitgeteilten Urkunde wird es uns zur Gewißheit, daß York geheime Weisungen erhalten, und daß es den König mit hoher Befriedigung erfüllte, daß er den rechten Augenblick wahrgenommen hatte. Was nun zunächst geschehen mußte, die Absetzung Yorks, war allerdings eine Komödie, zu der die gefahrvolle Lage den König zwang, erreichte doch der Überbringer des Befehls den General York nicht einmal. So ist es auch schon damals aufgefaßt, wie wir aus ganz kürzlich veröffentlichten Tagebuchblättern des Grafen Dönhoff-Friedrichstein ersehen, der in Königsberg von diesen Schritten in jenen Tagen schreibt: „Alle diese Schritte haben nur das Ansehen eines Komödienspiels, nur dazu dienend, den großen Mann (Napoleon) irre zu führen.“ So gefahrvoll war die Lage des Königs, daß man noch kurz vor seiner Abreise von Potsdam nach Breslau, die endlich die Lage klärte, mit einer Gefangennahme durch die Franzosen rechnete.

Mag mit der Feststellung der Thatsache, daß York eine geheime Instruktion erhalten hatte, auch ein uns vertraut gewordener Zug aus dem Bilde des alten Helden schwinden, ihm bleibt das Verdienst, den rechten Augenblick unter den schwierigsten Verhältnissen erfaßt zu haben. Die geschichtliche Wahrheit aber erfordert es, dem oft mit Unrecht verkannten Könige Friedrich Wilhelm III. die Gerechtigkeit zu teil werden zu lassen, daß er in einer der schwierigsten Lagen des preußischen Staates hohe politische Weisheit und Selbstverleugnung bewiesen hat.

W. v. Bremen.

Sein Meisterstück. Von Hans Gehring.

Was nur der Meister heute nacht
So lange in der Werkstatt macht?
Schon früh um drei! Im Osten dämmert
Der junge Tag, und immer hämmert
Der Wackre noch mit fleiß'gem Regen
Dem Morgen ruhelos entgegen.
Still! Heilig ist der Augenblick —
Der Meister macht sein Meisterstück!
Manch Meisterwerk ist ihm in jungen
Und alten Tagen schon gelungen,
Doch solch ein Werk, wie heute Nacht,
Hat seine Hand noch nie vollbracht.

Im Stübchen huscht es hin und wieder
Wie flücht'ge Schatten auf und nieder,
Und rötlich fällt der blasse Schein
Der Lampe durch das Fensterlein.

Die Heuer, die aufs Heuen gehn
Ins nahe Dorfried, bleiben stehn,
Ein Weilchen nur, dann geht's ins Heu.
„Ein schwerer Tag! Gott steh' ihm bei!"
Spricht leise mancher vor sich hin;
„Gott Lob und Dank, daß ich's nicht bin!"

Ja, während nach der kurzen Nacht
Schon hell der Vöglein Lied erwacht,
Steht noch im trüben Lampenschein
Der Meister Walther ganz allein
Und seufzt und müht sich immer noch.
Ohn' Ende tönt es: poch! poch! poch!
„Hilf Gott! Ach wär' es doch vollbracht,
Das Werk der thränenreichen Nacht!"
So denkt er laut und seufzt und sinnt,
Und Thräne leis um Thräne rinnt
Ihm in den graumelierten Bart — — —
Wie traf das Schicksal ihn so hart!
Hilf Gott! Nun ist er ganz allein —
Er zimmert ihr den Totenschrein,
Ihr, die so manches liebe Jahr
Sein Glück, sein ein und alles war.
In Trümmern liegt sein holdes Glück —
Nun, Meister, mach' Dein Meisterstück!
Schon manchem Pilger bautest Du
Das letzte Haus zur letzten Ruh,
Als tücht'ger Meister weit bekannt —
Was zittert die geübte Hand?
Auf, Meister Walther, sei ein Mann
Und zeige, was ein Meister kann!

Schon gestern früh, als unterm Dach
Die Schwalben sangen, war er wach
Und suchte schweigend hinterm Haus
Die schönsten Eichenbretter aus,
Hat still zur Säge dann gegriffen,
Die Hobeleisen blank geschliffen,
Zollstock und Beil parat gelegt
Und Brett auf Brett zurechtgesägt.
Noch nie war ihm das Herz so schwer —
Schier fand er keine Thränen mehr.
Laut kreischend griff der scharfe Bolz
Des Hobels in das harte Holz,
Und löste mit dem blanken Zahn
Vom weißen Holze Span auf Span,
Bis endlich an der Hobelbank
Die Bretter lehnten, glatt und blank.
Er wandte hundertmal den Blick
Zur offnen Kammerthür zurück —
Da lag sie, ledig aller Schmerzen,
So mild verklärt im Schein der Kerzen,
Und hielt, von klarem Licht umflossen,
Ihr Kindlein mit dem Arm umschlossen,
Die weißen Rosen auf der Brust,
Zu Füßen ihres Herzens Lust,
Die Blumen, die sie treu gehegt
Und täglich liebevoll gepflegt,
Ein grüner Hain, ein Blütenmeer —
Nun standen alle Fenster leer!
Und ach, zu ihrer Rechten stand
Dicht an des Sterbebettes Rand
Die schmucke Wiege, die das holde
Erhoffte Glück ihm bergen sollte!
Wie strahlte ihr das helle Glück
Jüngst aus den Augen, als ihr Blick
Das kleine Meisterwerk erschaut,
Das ihr des Liebsten Hand gebaut!
Nun lag das holde Glück in Scherben —
Wie kann nur so viel Liebe sterben?!

Und traurig wandte er den Blick
Zum Werke, das er schuf, zurück,
Und die Gedanken zogen weit
Zurück in die Vergangenheit,
Und vor der Seele stand ihm mild
Und lieblich der Verklärten Bild.

Als Meister Franz die Lene freite,
Da gab es viele kluge Leute,
Die schüttelten ihr weises Haupt:
„Ei, ei! Wer hätte das geglaubt!
Der Meister ist schon in die Jahre
Und führt die Lene zum Altare!
Schon sechsundvierzig soll er zählen —
Wie konnt' er nur die Lene wählen,
Die zwanzig Jahre jünger ist?"
„Ei, ei!" sprach mancher lose Christ
Mit hochwohlweisem Angesicht:
„Ja, Alter schützt vor Thorheit nicht!"
Doch Meister Franz hat's nicht bereut;
Wem so das Glück den Gruß entbeut,
Der darf die Leute reden lassen.
So konnte keine zu ihm passen!
Es zog mit ihr wie Sonnenschein
In Meister Walthers Haus hinein;
Sie hat des Meisters ganzes Leben
Mit hellem Freudenglanz umgeben
Und ihm das Haus gar süß und mild
Mit zartem Liebesduft erfüllt,
Mit Marthas treuer, fleiß'ger Art
Mariens keusche Glut gepaart,
Erquickte täglich ihn aufs neue
Mit nimmermüder Liebestreue.

Und Meister Franz? Er hat's gewußt,
Was er besaß! Aus tiefster Brust
Stieg sein Gebet zu Gottes Güte,
Daß er sein Kleinod ihm behüte.
Das muß man ihm zur Ehre sagen —
Auf Händen hat er sie getragen.
Oft wenn er in der Werkstatt stand,
Den Hobel in der fleiß'gen Hand,
Und seine liebe Meisterin
Am Kochherd in der Küche drin,
Sah man den Meister lächelnd stehn;
Er dachte an sein Tausendschön
Und seine liebenden Gedanken
Gleich immergrünen Epheuranken
Umschlangen der Geliebten Bild.
Er hat ihr jeden Wunsch erfüllt,
Den er in ihren Augen las.

Und doch war oft ihr Auge naß!
Man sah sie oft, wer sollt' es meinen?
An ihrem Nähtisch leise weinen,
Wenn just ihr Blick aufs frohe Spiel
Der Nachbarskinder draußen fiel.
Da kam der frohe Tag heran,
Wo sie dem herzgeliebten Mann
Verschämt wie eine junge Braut
Ein süß Geheimnis anvertraut;
Und er vernahm es hochbeglückt
Und hat sie still ans Herz gedrückt.

Kaum daß der Winter Abschied nahm
Und hold der Lenz gezogen kam
Und überm Dorfe hoch im Bogen
Die Schwalben ihre Kreise zogen,
Fing Meister Walther dann und wann
Geheimnisvoll zu schaffen an.
Frau Lene hat es fast verdrossen,
Daß sie die Werkstatt oft verschlossen
Und innen abgeriegelt fand,
Indessen drin des Meisters Hand
Die Säge und den Hobel führte,
Bald still, geräuschvoll bald hantierte.
„Ach Franz, was riegelst Du nur zu?"
„Laß nur, Du kleine Neugier Du!
Wirst nicht vor Ungeduld vergehn;
Hab' nur Geduld, Du wirst's schon sehn!"
So klang es durch der Werkstatt Thür —
Sie zürnte drum dem Meister schier.
Doch als zur Rüste ging der Mai
Und ihr Geburtstag kam herbei,
Da ward es kund und offenbar,
Was seines Thuns gewesen war;
Da fand sie in der Stube plötzlich
Die prächt'ge Wiege, und ergötzlich
War's, ihr Erstaunen anzusehn;
Sie war auch wirklich wunderschön!
Ein Weilchen stand sie schweigend da
Vor seinem Meisterwerk und sah
Ihn und die Wiege strahlend an.
„Du lieber, herzensguter Mann!"
So rief sie lachend unter Thränen;
„Verzeih mir! Ach, wie konnt' ich wähnen,
Daß solche Überraschung heute
Mir der Geburtstagsmann bereite?!
Ach, Franz, wie hab' ich Dich geplagt
Und täglich ungestüm gefragt,
Und Dir das liebe Werk erschwert!"
„Schweig, Kind, 's ist nicht der Rede wert!"
Erwiderte der Meister warm
Und nahm sie lachend in den Arm;
„Was meinst Du wohl, was wird es sein?
Ein Junge oder Mägdelein?"
„Wie Gott will, Franz!" so sprach sie still.
„Ja, liebe Lene, wie Gott will!"

Nun steht er da vor ihrem Schrein —
„Ach, kann das Gottes Wille sein,
So schwer die Seinen zu betrüben,
Zu nehmen alles, was wir lieben,
Uns ohne Licht und Trost zu lassen?
Verzeih mir, Gott — ich kann's nicht fassen!"
So schluchzt er und verzweifelt schier.
Da schlägt es schon vom Kirchturm vier.

Ja, nun ist alles, alles aus,
Verwaist das Herz, verwaist das Haus.
Da steht ihr letztes Ruhebette —
Bald birgt man's an geweihter Stätte!
Schon vier? Wie schnell die Nacht verrinnt
Nun noch die letzte Hand geschwind
Ans wohlgeratne Werk gelegt,
Bevor die schwere Stunde schlägt,
Wo hoch vom Turm mit lautem Dröhnen
Die Sterbeglocken niedertönen!

Des Sarges Stirne schmückt bereits
Schön ausgestanzt das goldne Kreuz;
Hell schimmernd prangt das heil'ge Zeichen
Im Kranz von goldnen Palmenzweigen,
Und aus den goldnen Epheublättern
Zur Seite blinkt's in goldnen Lettern,
Daß ihm die Augen übergehn:
„Ruh' sanft! Schlaf' süß! Auf Wiedersehn!"
Wie schön die weißen Spitzen fallen,
Die rings am Rande niederwallen!
Wie hell zur Rechten und zur Linken
Die weißmetallnen Griffe blinken!
Wie blendend aus den goldnen Füßen
Im Lampenschein die Strahlen schießen!
Nun wischt er von der Politur
Der letzten Thränen frische Spur —
Gottlob, das Meisterstück ist fertig!
Des fünften Glockenschlags gewärtig,
Läßt sich der müde Meister nieder
Und schließt die schweren Augenlider.
Nun herrscht im Stübchen tiefes Schweigen,
Der Meister gibt kein Lebenszeichen;
Still geht der Atem aus und ein.
Der Pendel nur im Wanduhrschrein
Geht leise den gewohnten Gang:
Tick! Tack! mit monotonem Klang,
Einschläfernd. Horch, da tönt es „Baum!"
Der Meister hört's, und sieht im Traum
Mit seinem holden „Tausendschön"
Sich wieder vor dem Altar stehn.
„Baum! Baum! Baum! Baum!" so tönt es laut —
Wie wonnig schön ist seine Braut!
„Baum! Baum!" Wie schimmert wunderbar
Die Myrte in dem dunkeln Haar!
„Baum! Baum!" — welch glänzendes Geflimmer!
Das ist der Altarkerzen Schimmer.
„Baum! Baum!" O sel'ge Freudenstunde —
Jetzt klang das „Ja!" aus ihrem Munde.
„Baum! Baum!" Des Pfarrers Hände legen
Sich leis auf beider Haupt zum Segen.
„Baum!!" dröhnt der letzte laute Schlag —
Da wird der Meister Walther wach,
Und hört mit letztem leisem Schwingen
Die Sterbeglocke still verklingen.
Da steht der Sarg! Starr ruht sein Blick
Auf seinem letzten Meisterstück.

Nach der Taufe. Nach dem Gemälde von Rob. Sorbi.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Wie die Leute in der Großstadt Geld verdienen.

Eine Skizze aus dem Berliner Leben. Von A. Oskar Klaußmann.

„Nirgend ist der Kampf ums Dasein so schwer, so grausam, wie in der Großstadt" und doch, „das Geld liegt in der Großstadt auf der Straße!" Beide Behauptungen sind richtig, klingen aber recht paradox, wenn man sie neben einander stellt. Und doch ist es so! Einerseits ist es Tausenden in der Großstadt kaum möglich, ihr Leben zu fristen, und andererseits entdecken Leute, die den richtigen Blick dafür haben, Schätze an einer Stelle, wo vorher kein anderer etwas fand. Nehmen wir einen Fall aus der Wirklichkeit, der das vorstehende illustriert. Vor ungefähr anderthalb Jahrzehnten kam ein Mann nach Berlin, dem es absolut nicht glücken wollte, eine dauernde Anstellung oder Beschäftigung zu finden. Als er eines Tages planlos durch die Straßen strich, hörte er, wie ein Ladeninhaber mit seinem Hausdiener zankte, weil der letztere die großen Schaufensterscheiben des Ladens nicht sauber genug geputzt hatte. Der Arbeitslose hatte eine Idee. Er ging in die nächsten Ladengeschäfte und erbot sich zum Putzen der Schaufenster. Erst wurde er an einigen Stellen abgewiesen, dann endlich nahm man seine Offerte an. Er putzte die Fenster gut, man bezahlte ihn und sagte ihm, er könne nach einiger Zeit wieder zum Putzen vorsprechen. Später arbeitete er schon mit einer Anzahl von Gehilfen und war der Inhaber des ersten Berliner Fensterreinigungsinstitutes. Heut gibt es ein Dutzend solcher Institute, die zusammen mehr als zweihundert Arbeiter beschäftigen. Jener Mann hatte also in Wirklichkeit dort einen Schatz entdeckt, wo vorher niemand etwas gefunden hatte. Wer es versteht, ein Bedürfnis und seine Befriedigung in den Verhältnissen der Großstadt zu entdecken, der hat Erfolg. Dieser Erfolg ist manchmal sehr groß, manchmal ist er nur mäßig, aber er bleibt doch nie aus!

Es ist nicht leicht, solch ein neues Bedürfnis zu entdecken, aber das Leben der Großstadt schärft die Sinne, und die Not, der Hunger schärfen die Erfindungsgabe noch mehr. Es ist staunenswert, auf welche neue Spezialitäten des Erwerbes die Leute in der Großstadt kommen, die arbeiten wollen und die Stellungslosigkeit und Arbeitslosigkeit hilflos auf die Straße gesetzt hat. Die Stellungs- und Arbeitslosigkeit sind zwei sehr dunkle Kapitel im sozialen Leben einer Großstadt wie Berlin.

Im Jahre 1891 zur Winterszeit gab es z. B. in Berlin nach offizieller Schätzung gegen 60 000 Beschäftigungslose, darunter so und so viele tausende von Familienvätern. Es hat Zeiten gegeben, wo in Berlin 10 000 beschäftigungslose junge Kaufleute herumliefen. Alle diese Leute wollen leben, wollen gern arbeiten und wenden allen Spürsinn auf, um eine Möglichkeit des Geldverdienens zu entdecken. Diese Leute kommen auf die allersonderbarsten Arten des Gelderwerbes, und nichts charakterisiert das sociale Leben einer Großstadt besser, als diese absonderlichen Arten des Geldverdienens, von denen wir in folgendem eine bunte aber noch lange nicht erschöpfende Sammlung vorführen wollen.

In Berlin steht die Tierliebhaberei besonders in Blüte. Der Großstädter, der die Natur so sehr entbehrt, sucht sich durch das Halten von Pflanzen, noch mehr aber von lebenden Tieren einen Ersatz zu verschaffen. Eine Menge Handlungen gibt es, in denen lebende Tiere vom Laubfrosch bis zum Affen zu haben sind. Für diese Handlungen sind viele Menschen thätig. Die größten Spezialisten unter ihnen sind die Schlangenfänger, die in Berlins Umgebung auf Schlangen und Eidechsen Jagd machen. Drei Mann sind, soviel mir bekannt, nur mit der Jagd auf die giftigen Kreuzottern beschäftigt. „Im Nebenamt," das heißt als kleinen Nebenerwerb neben dem sonstigen Einkommen züchten andere Leute Kanarienvögel, Zierfische, Kaninchen ꝛc. Sonntags gehen zum Nebenverdienst Leute auf die Jagd nach Fröschen, Lurchen, Molchen, die sie bei den Terrarienhändlern absetzen. Da ist die Dame, die einst bessere Verhältnisse gesehen hat und die nun Papageien „akklimatisiert". Dem Händler sterben eine Menge der frisch angekommenen Papageien, weil die Tiere sich sehr schwer an das Trinkwasser gewöhnen. Das allmähliche Gewöhnen besorgt die Dame für verschiedene Händler, indem sie die Papageien zuerst mit Kaffee tränkt, dem immer mehr, aber sehr vorsichtig, Wasser zugesetzt wird. Natürlich lehrt die Dame die Papageien auch das Sprechen und verdient damit Geld, denn ein roher Papagei ist vielleicht fünfundzwanzig, ein sprechender hundert Mark und mehr wert. Nebenbei hat die Dame auch eine Pension für Haustiere. Wenn die Leute im Sommer verreisen, bringen sie der Dame ihr Getier zur Abwartung und Pflege, und die Pension ist dann besetzt mit Papageien, Kanarienvögeln, Dompfaffen, Sittichen, Meerschweinchen, Schildkröten und Luxushunden.

Eine ganze Industrie, aber auch ein Erwerbszweig mannigfaltigster Abwechselung knüpft sich an das Halten von Hunden, von denen Berlin ungefähr 45 000 steuerzahlende besitzt. Wir sehen ganz von den Leuten ab, die Hunde züchten und mit Hunden handeln. Spezialisten sind vielmehr die Leute, die ein Gewerbe daraus machen, täglich Hunde spazieren zu führen, weil deren Herren oder Herrinnen die Zeit dazu mangelt, welche als Hundepfleger die Hunde in bestimmten Zwischenräumen besuchen, um sie zu scheren, zu kämmen, zu reinigen, zu dressieren. Selbst aus dem Hundefutter hat sich eine Erwerbsspezialität entwickelt. Die sämtlichen Speisereste in den Restaurants werden bekanntlich zusammen in ein Gefäß geschüttet und als Hundefutter verkauft. Nun ist aber in der Mittagszeit nicht immer jemand zur Hand, der den Hund nach dem Restaurant führt, und einen wertvollen Hund darf man nicht ohne weiteres in Berlin auf die Straße schicken. Es fand daher ein Unternehmer Kundschaft, der mit einem Wagen das Futter aus den Restaurants abholte und dann den Hunden in der Mittagsstunde in das Haus brachte. Schließlich wurde seine Kundschaft so groß, daß er nicht genug Hundefutter in den Restaurants bekam, zumal auch die Konkurrenz das Futter kaufte. Es entschlossen sich daher gleich zwei Unternehmer, „Fleischkochereien" anzulegen, in den gutes, wenn auch nicht ganz vollwertiges Fleisch gekocht und zur Mittagszeit den Hunden ins Haus gebracht wurde, die Portion zu fünfundzwanzig Pfennig einschließlich Bouillon. Ein anderer Hundefutterlieferant kam aber auf einen weiteren Ausbau seines Geschäftes. Er fand unter den Fleischresten der Restaurants sehr schöne Stücke, schaffte auf seine Kosten verschiedene Gefäße in die Küchen der Restaurants und veranlaßte durch Trinkgelder das Personal, ihm die Speisereste in die Gefäße zu sortieren. Er erhielt dabei außer minderwertigen Stücken für das Hundefutter so schöne Stücke, daß er eine „Fleischrestehandlung" etablieren konnte. In kurzem beschäftigte er ein Dutzend Frauen, welche das Fleisch sortierten, und hatte eine große Kundschaft von armen Leuten, die Gott dankten, daß sie ein Pfund guten Fleisches, das nur gewärmt zu werden brauchte, für zwanzig Pfennig erstehen konnten.

Da sind die Leute, die davon leben, daß sie „Zeugen" sind. Ihr Wirkungskreis sind die Wartezimmer der Standesämter. Jedes Brautpaar, das dort „zusammengesprochen" wird, muß zwei Zeugen haben. Manchmal kommen die geladenen Zeugen nicht, sehr oft haben sie nicht genügende Legitimation bei sich. In diesem Falle fungiert für einen

Thaler der gewerbsmäßige Zeuge. Er hat genügende Legitimation, ist anständig in Schwarz gekleidet, und dem Brautpaar hilft er aus großer Verlegenheit.

Es gibt in Berlin ungefähr vierhundert Haltestellen für Droschken. Auf diesen Plätzen finden einige Spezialisten ihr Brot. Da ist erstens der Mann, der zerbrochene Peitschen bei den Kutschern abholt und in einigen Tagen wieder repariert zurückbringt, da ist der Hutflicker, der mit seinem ganzen Apparat anrückt. Der Kutscher trägt zur Uniform einen Lederhut, ein vorsintflutliches Ungeheuer von schwarzer oder weißer Farbe. Solcher Hut bekommt doch hin und wieder einen Defekt. Dem Kutscher auf dem Halteplatz ist es ganz angenehm, wenn der Mann von der „Hutklinik“ auf dem Platze erscheint und mit dem Werkzeug, das er mit sich brachte, den „Behauptungskübel“ repariert. Durch das allmähliche Schwinden der Droschken zweiter Güte, die Zunahme der Taxameter und der Automobile im Droschkenverkehr, verfeinert sich auch der Berliner Droschkenkutscher. Schon findet man auf verschiedenen größeren Halteplätzen, besonders an den Bahnhöfen, Leute, welche dieselben Dienste thun, wie in Wien auf dem Fiakerhaltplatz der sogenannte „Wasserer“. Der Mann, der sich hier ein paar Pfennige verdient, gewöhnlich ist es ein Invalide des Fuhrwesens, tränkt die Pferde, wäscht die Wagen, beaufsichtigt die Droschken, wenn deren Führer in der nächsten Restauration sitzen, und ruft sie heraus, wenn eine eilige Fuhre kommt. Auch Hausierer mit Holzschuhen, die im Winter den auf dem Bock sitzenden Droschkenkutschern die Füße warm halten, sind auf den Plätzen zu finden, ebenso andere Hausierer, welche mit Droschkenkutscherbedürfnissen handeln. Die Berliner Hausierer sind überhaupt ein originelles Volk durch die Art und Weise, wie sie ihre Waren anpreisen und wie sie einander den Rang abzulaufen suchen, wobei sie eine ungeheuerliche, meist humoristische Zungenfertigkeit entwickeln. Die Komik dieser deklamierenden Hausierer ist bisweilen so zwingend, daß man ihnen Sachen abkauft, für die man eigentlich gar keine Verwendung hat. Die neuesten Ereignisse auf politischem, kommunalem, sozialem Gebiete wissen sie ebenso wie die neuesten Witze und Schlagwörter zu verwenden. Sie lesen anscheinend die Zeitung außerordentlich genau.

Das thun auch die Leute, die sich einen Verdienst als „Warter“ zu verschaffen wissen. Aus der Zeitung ersehen sie, wo am nächsten Tage ein größerer Andrang von Publikum stattfinden wird, sei es bei einer Theaterkasse, sei es bei einer Bank, wo Zahlungen geleistet werden müssen, die an einen bestimmten Tag gebunden sind. An solchen Stellen muß das wartende Publikum Queue machen, und zu Erwerbszwecken stellt sich auch der „Warter“ in die Reihe, trotzdem er in dem Geschäft oder an der Kasse gar nichts zu thun und zu suchen hat. Aber er weiß, daß Leute kommen, die rasch abgefertigt werden möchten, deren Zeit sehr wertvoll ist. An diese eiligen Leute tritt er gegen Zahlung von einer Mark bis drei Mark den Platz, den er in der Reihe einnimmt, ab und stellt sich hinten wieder an, um langsam vorzurücken und seinen Platz noch ein zweites, und wenn es geht, noch ein drittes Mal zu verkaufen.

Es gibt in der Großstadt nichts Wertloses, der kleinste und unscheinbarste Abfall wird verwendet. Draußen in dem Vorort Rummelsburg ist im Herbst die Hochsaison auf dem Gänsebahnhof. Dort kommen täglich 30 000—50 000 Gänse an, die nicht nur für Berlin und Umgegend, sondern auch für den Transit nach Westdeutschland und Frankreich bestimmt sind. Diese aus dem Osten kommenden Transitgänse werden auf dem Gänsebahnhof für einige Stunden ausgeladen, gefüttert und, wenn es das Wetter erlaubt, auf den benachbarten Rummelsburger See getrieben, da der mehrstündige Aufenthalt auf dem Wasser die Tiere für den weiteren Transport kräftigt. Bei dem Ein- und Ausladen verlieren die Gänse Federn, und diese werden von Frauen und Kindern eifrig gesammelt und an die Federhandlungen in der Stadt verkauft. Von dem Erlös der gesammelten Federn ernährt manche arme Frau sich und ihre Kinder. Auf den Hafenplätzen und Ausladestellen der Schiffe wird jedes Stückchen Holz, Rinde oder Kohle, sei es selbst winzig klein, gesammelt, sei es zu eigenem Bedarf, sei es zum Verkauf. Viele Wenig machen ein Viel! Mit den originellsten Abfällen beschäftigen sich wohl die Leute, die „mit alten Häusern handeln“ und welche der Berlin Volkswitz „Baumeister von oben“ nennt. Es sind dies aber Leute, die über ein größeres Kapital verfügen und die nur in einer Großstadt wie Berlin möglich sind, wo jahraus, jahrein sehr viel gebaut wird. Ist ein altes bebautes Grundstück für einen Neubau verkauft, so haben die bisherigen Gebäulichkeiten für den Besitzer wenig Wert, ihm liegt nur an dem Grundstück, das er neu bebauen will. Ihm ist daher der „Abbruchhändler“ willkommen, der für einige hundert oder tausend Mark die Gebäulichkeiten kauft und schleunigst abbricht. Der Händler hat im Vorort, wo die Terrains noch billiger sind, große Lagerplätze und stapelt dort alle Teile der alten Häuser sorgfältig sortiert auf. Er läßt die Sachen lagern, bis Käufer kommen. Will im Vorort jemand ein Sommerrestaurant, einen Lagerschuppen, eine kleine Fabrik bauen, so geht er zu dem Häuserhändler, kauft Thüren, Fenster, alte Ziegelsteine, Dielen, und zu diesen Dingen wird erst der Plan des Gebäudes entworfen. In einem solchen Neubau finden sich dann oft die wunderbarsten Dinge zusammen. Ein Restaurant, einige Meilen von Berlin, an der Havel gelegen, ist aus Material gebaut, von dem die Fenster früher in einem Krankenhaus, die eisernen Thüren in einem Zuchthaus und die Wellblechbedachung in einem Berliner Vergnügungslokal sich befanden. Der Häuserhändler wird von seinem Lagerplatz alles los, selbst die zerbrochenen, noch zum Teil durch Mörtel verbundenen Ziegelsteine, die sogenannten Klamotten. Sie dienen zum Befestigen von Wegen oder zum Ausfüllen von Gruben ꝛc.

Vergessen wir nicht die Spezialisten, deren Vorbild der Scheffelsche „Hausknecht aus Nubierland“ ist, der bekanntlich den Fremden vor die Thür warf. Diese Spezialisten nennt der vulgäre Ausdruck „Rausschmeißer“, aber die Leute sind wirklich eine kaum entbehrliche Privatpolizei in den verschiedenartigsten Berliner Vergnügungslokalen. Diese Rausschmeißer sind entweder Portiers oder „Geschäftsführer“. Sie führen letzteren Namen, weil der Inhaber des Lokales ihnen das Hausrecht überträgt. Es sind ausnahmslos Athleten, die eventuell auch als Preisringer auftreten oder aufgetreten sind. Selbst in anständigeren Lokalen erscheinen bisweilen in vorgerückter Nachtstunde angeheiterte, sonst ganz anständige Leute, die sich damit amüsieren, großen Skandal zu machen und die anderen anwesenden Gäste zu belästigen. Solchen Skandalierern droht das Personal erst mit dem Geschäftsführer. Hilft das nichts, so erscheint der herkulische Geschäftsführer selbst und bittet sehr höflich um anderes Betragen; hilft das noch nicht, dann wirft er den Krakeler heraus und zwar so, daß diesem eine Wiederholung nicht erwünscht ist. In Lokalen, wo zweifelhaftes Volk verkehrt, hat der Geschäftsführer zu gewärtigen, daß ihm der Gegner mit Messer oder Schlagring zu Leibe geht und bei seinen Genossen Unterstützung findet. Das Geschäft ist dann geradezu lebensgefährlich und erfordert nicht nur Kraft, sondern auch Mut und Gewandtheit.

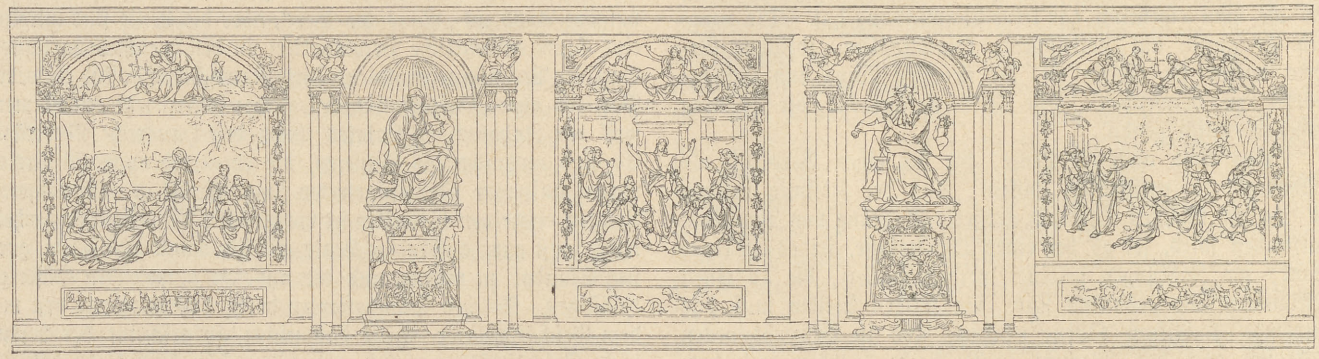
Es wird die Leserinnen interessieren zu erfahren, auf welche absonderliche Weise die Frauen in Berlin Geld zu verdienen wissen. Es wären zuerst die weiblichen Reisenden zu nennen, die von Thür zu Thür gehen und Petroleum, Bier, Photographen-Abonnementsmarken, Bücher, Zeitschriften anbieten, dann die Agentinnen, die in Berlin selbst auf dem Gebiete des Handels mit Häusern und Grundstücken thätig sind. Man glaube nur ja nicht, daß gerade dieses Gewerbe so leicht ist. Die Agentin hat z. B. den Auftrag, in einer bestimmten Stadtgegend ein Haus in ganz besonderer Lage und Einrichtung für einen Käufer zu beschaffen. Zu haben sind solche Häuser nicht, wenigstens auf dem Grundstücksmarkte nicht offeriert. Die Agentin muß dann Hausbesitzer oder -besitzerinnen, die gar nicht daran denken, ihre Häuser zu verkaufen, in der Wohnung aufsuchen und ihnen durch tausend Gründe

klar machen, daß sie ihr Haus verkaufen müssen. Die Agentin wird sehr oft energisch hinausgewiesen, aber sie darf den Mut nicht verlieren, und hat sie endlich einen Besitzer gefunden, der sich auf Verhandlungen einläßt, und hat sie ihn nach mehrwöchentlicher Bearbeitung so weit, daß er sein Haus wirklich hergibt, so daß die Agentin von ihm und ihrem Auftraggeber Provision ziehen kann, so hat sie geradezu Heroisches geleistet. Aber weibliche Beredsamkeit überwindet die größten Hindernisse! Die Fremdenführerin, die besonders englische und amerikanische Damenreisegesellschaften führt, ist etwas ganz Selbstverständliches, ebenso die Einkäuferin, die für die Damen aus der Provinz Toilettenstücke und Zubehör, Kleider, Mäntel ꝛc. einkauft. Noch gibt es in Berlin keine „Schuhaustreterinnen“ wie in New York, wo Damen für fünfzig Cents gleich zwei Mark pro Paar neue Damenschuhe austreten, damit sie die Auftraggeberin nicht drücken; aber sie werden uns vielleicht auch noch geschenkt.

Ein sehr großer Teil des öffentlichen Lebens in Berlin spielt sich in den zahlreichen Restaurants verschiedenster Qualität, insbesondere am Abend ab. Ein blind gewordener Kellner, der sich und seine Familie nicht mehr in bisheriger Weise ernähren konnte, fand einen Schatz. Er kannte das Bedürfnis, das bei den Kellnern in gut gehenden Restaurants in den Abendstunden für Kleingeld entsteht, aus eigener Erfahrung. Von der Befriedigung dieses Bedürfnisses beschloß der Blinde zu leben. Er ging in den ersten Nachmittagsstunden zu den Pferdebahnschaffnern an den Endstellen der Pferdebahnlinien. Die Schaffner waren froh, das Nickelzeug, das sie im Laufe des Tages eingenommen hatten, in größere Geldstücke umzuwechseln, weil sie so ihre Geldtaschen und die Abrechnung am Abend an der Depotkasse erleichterten. Der Blinde erhielt das Kleingeld also gratis gewechselt. Gegen fünf Uhr ging er, geführt von seinen Kindern, in die großen Restaurants und wechselte nun den Kellnern gegen eine kleine Provision größeres Geld in Kleingeld ein. Der Mann lebte mit seiner Familie bis zu seinem Tode von diesem Erwerb, und heut gibt es eine ganze Anzahl von Geldwechslern für Kellner. Ein anderer sonderbarer „Händler“ ist vor kurzem gestorben. Er kaufte Bleistifte zu zehn Pfennig, schnitt den Bleistift in zwei Teile, spitzte jeden Teil an und verkaufte ihn für zehn Pfennige an Zahlkellner, die ja fortwährend zu schreiben haben. Abends im Restaurant sehen wir die Kunst nach Brot gehen. Da erscheint der Mann, der uns für fünfzig Pfennig unser Monogramm in roter oder blauer Farbe auf das Zifferblatt der Taschenuhr malt. Da ist der Bildhauer, der für drei Mark eine kleine Porträtbüste in rotem Ton von uns anfertigt, da ist endlich der Seifenmaler, der mit einem Stück Seife auf den Spiegel des Lokales Karikaturen, Porträtköpfe von Anwesenden oder von Tagesberühmtheiten malt und dafür einige Nickel und freie Zeche einheimst!

Wahrsagerei und Kurpfuscherei ernähren ja leider Männlein und Weiblein sehr gut. Die schönste Erfahrung machte aber im Jahre 1889 die Berliner Polizei, welche entdeckte, daß ein Arzt in einem gemieteten Zimmer eines Hinterhauses im Osten der Stadt eine große Praxis von Frauen und Kindern der untersten Stände in seiner Sprechstunde hatte. Der Arzt entpuppte sich als hoffnungsvoller, sechzehnjähriger Obertertianer eines Gymnasiums, der sich auf diese Weise Taschengeld verschaffte und vom Gericht mit einem Monat Gefängnis bestraft wurde.

Damit sind wir aber auf das Gebiet der Erwerbsarten gelangt, die einen Stich in das Kriminalistische haben. Wir wollten aber nur von den Leuten erzählen, die sich auf sonderbare, aber ehrliche Weise in Berlin Geld verdienen, und müssen deshalb auf die kriminalistischangehauchten Arten des Geldverdienens bei der Aufzählung verzichten. Es ließe sich freilich gerade über diese Erwerbszweige ein dickes Buch schreiben.



Die Westwand des Camposanto.

Der Plan eines Camposanto in Berlin und Peter von Cornelius.

Von Dr. Walther Gensel. Mit vier Abbildungen.

Es gibt Werke, die eine so sieghafte Schönheit ausstrahlen, daß jeder unmittelbar von ihnen ergriffen wird. Werke, die wir genießen, ohne nach einem Warum zu fragen und bei denen wir gar nicht das Bedürfnis haben, die Lebensschicksale ihrer Urheber zu erfahren, weil wir fühlen, daß sie heiter und gleichmäßig und ohne dramatische Spannung gewesen sind. Solcher Art sind die Werke Raffaels und Tizians. Daneben aber gibt es Werke, bei denen sich von vornherein und ungestüm solche Fragen erheben. Vermöchten wir das Grab Julius' II. von Michelangelo und seine Mediceergräber völlig zu verstehen, wenn wir die Tragödie ihrer Entstehung nicht kennten? Von den neueren deutschen Künstlern gehört vor allem Cornelius hierher.

Seltsam hat das Urteil über ihn geschwankt und schwankt es noch immer. Zweimal wurden wir in der letzten Zeit lebhaft daran erinnert, als nämlich die beiden Männer kurz hinter einander starben, die ihn am begeistertsten gepriesen hatten, Hermann Riegel und Herman Grimm. Sie hatten beide unter seinem persönlichen Einfluß gestanden, und dieser Einfluß war so übermächtig gewesen, daß sie die Grenzen seines Genies nicht sehen konnten und nicht sehen wollten. Schon zur Zeit, als ihre ersten Schriften über Cornelius erschienen, regte sich der Widerspruch. Andere Sterne waren am Himmel der Kunst erschienen, die ihren Liebling verdunkelten. Zuweilen schien es, als kämpften sie mit einer kleinen Schar Getreuer zusammen einen aussichtslosen Kampf. Zur Jahrhundertfeier seines Geburtstages schlug die Begeisterung wohl noch einmal helle Flammen. Dann aber kam ein Geschlecht, das hatte den Meister nicht mehr gekannt. Das las auch seine Briefe und die Aufzeichnungen seiner Freunde nicht mehr, aus denen seine Persönlichkeit so imponierend herauswächst. Sondern es maß nur kritischen Blickes und wohl auch voreingenommen das Vorhandene und fand, daß er von den Alten abhängig sei, daß seine Werke von Verzeichnungen wimmelten und er keinen Farbensinn besäße. Seltsam, dieselben Männer, die bei anderen wie Hans von

Marées und Puvis de Chavannes so oft das in magnis voluisse für das Vollbringen gelten ließen, hatten für sein gigantisches Wollen keinen Sinn. Und so ist es gekommen, daß heute wohl die meisten höchstens mit einer gewissen Hochachtung, eher aber mit Gleichgültigkeit an seinen Werken vorübergehen.

Und doch wäre es gerade jetzt, wo der Berliner Dom seiner Vollendung entgegengeht, an der Zeit, sich des Mannes zu erinnern, dessen Name mit seiner Geschichte so innig verknüpft ist. Friedrich Wilhelm IV. wollte bei seinem Regierungsantritt eine Blüte der Berliner Kunst heraufbeschwören, die der Münchener in nichts nachstehen sollte. Im Mittelpunkt seiner Pläne stand ein gewaltiger, mit einer Gruftstätte für das Königshaus verbundener Dombau, dessen architektonische Gestaltung, da der große Schinkel geisteskrank geworden war, er Persius und Stüler übertrug, während Cornelius zur malerischen Ausschmückung berufen wurde. Cornelius' Hauptaufgabe bestand darin, den vom Dom zur Gruft führenden, an das Camposanto zu Pisa erinnernden kreuzgangähnlichen Hof von 180 Fuß im Geviert mit religiösen Freskomalereien zu schmücken. Wann war seit den Zeiten des Rubens einem Künstler ein so monumentaler Auftrag zu teil geworden! Und dabei fast völlig freie Hand in der Auswahl der Stoffe und ihrer Gestaltung zu haben! Cornelius ging denn auch in wahrhafter Fieberstimmung an das gewaltige Werk. Über die „tiefselige Stimmung", in die ihn seine Arbeiten versetzt haben, berichtet er an den König, und „nie", heißt es in einem Briefe an eine Freundin, „nie habe ich mit solcher Wonne, ja Seligkeit gearbeitet." Die in Rom angefertigten Entwürfe, die sich jetzt im Weimaraner Museum befinden, erregten im Original wie in den Thäterschen Stichen die allgemeinste Bewunderung. Der große Mann schien sich selbst übertroffen zu haben. „Seit Raffael und Michelangelo ist so nicht mehr gezeichnet worden," rief der berühmte Landschaftsmaler Friedrich Preller vor ihnen aus, und er sprach gewiß allen damit aus der Seele.

Herabkunft des neuen Jerusalem.
Oben: Satans Sturz, unten: Hungrige speisen, Durstige tränken.

So nahm denn der Meister mit frohem Eifer die Kartons in Angriff. Aber die Ereignisse des Jahres 1848 brachten alles ins Stocken. Von nun an war ja die Bewilligung der Mittel ins Belieben der Landesvertretung gestellt, und dem Volke, das bei der herrschenden Richtung vielleicht gar fürchtete, katholisch gemacht zu werden, war der Dombau, der allerdings mehr an eine katholische als an eine protestantische Kirche erinnerte, ein Dorn im Auge. Mit dem Dome aber wurde auch die Friedhofshalle auf ungewisse Zeit vertagt. Es ist betrübend, zu lesen, wie Cornelius selbst um die Bezahlung der fest in Auftrag gegebenen und schon vollendeten Arbeiten Gesuch um Gesuch einreichen mußte. Trotzdem ließ er den Mut nicht sinken. Es war ja das Werk seines Lebens. Alles, was er bis dahin geschaffen hatte, erschien ihm nur als Vorarbeit neben dieser Aufgabe. Und wirklich kam noch einmal eine Zeit, wo es schien, daß der alte Plan mit frischer Begeisterung wieder aufgenommen werden sollte. Aber schon Anfang der sechziger Jahre hatten auch die Freunde des Meisters alle Hoffnung verloren und wirkten nur noch für eine würdige Aufstellung der vorhandenen Kartons.

„Vielleicht läßt der Himmel einmal bei uns ein ihrer würdiges Museum zu stande kommen, wo sie nicht als Gemälde und Schmuck eines Camposanto, sondern als Kartons und Denkmale eines großen Mannes ihre wahre Stelle finden." So schrieb Herman Grimm im Jahre 1862. Wohl ging sein Wunsch in Erfüllung, rascher, als er es geahnt. Die Nationalgalerie wurde recht eigentlich für die Kartons

erbaut. Allein es dauerte nicht lange, da wurden Stimmen laut, die sie aus ihr wieder entfernt haben wollten. Das braucht nicht notwendig als eine Mißachtung des großen Künstlers aufgefaßt zu werden. Man kann seine Bedeutung freudig anerkennen und doch zugeben, daß die Zeit vorbei ist, in der man ihn als den Meister der deutschen Malerei ansah. Heute würde man vielleicht Böcklin in den Mittelpunkt eines Museums stellen. Auch darüber ließe sich streiten, ob es richtig ist, die Hauptsäle eines Gebäudes, in dem die Freude an der Malerei geweckt werden soll, mit diesen Entwürfen in Schwarz und Weiß zu füllen. Und wie die Dinge heute liegen, müßten eigentlich auch die treuesten Bewunderer es wünschen, daß sie anderswo eine würdige Stätte fänden. Im ersten Cornelissaal werden die „Seligpreisungen" und der „ungläubige Thomas" durch Kaulbachs riesigen Salamis-Karton, das „Weltgericht" durch Ferdinand Kellers „Apotheose Kaiser Wilhelms des Siegreichen" verdeckt. Ist es nicht, als wollten diese Werke dem Beschauer zurufen: „Seht, so, d. h. so elegant und korrekt, muß man zeichnen, seht, so muß man malen!" Und im zweiten Saale schaut Wittigs kolossale Bronzebüste des Meisters zumeist auf Bilder herab, die im schneidenden Gegensatz zu seiner Kunst stehen. Wo bleibt da die Stimmung? Wie ist es da möglich, um noch einmal Grimm zu citieren, „das aus den Werken zu ziehen, was an unsterblichem Gehalte in ihnen verborgen liegt?" Von den Entwürfen zum Camposanto sind so nur noch die vier großen Bilder der letzten Wand mit ihren Sockelbildern und Bogenfeldern sichtbar.

Tote bestatten.

Was wollte Cornelius darstellen? Eine Verherrlichung des Königshauses war ausgeschlossen. Vor dem Tode schwindet aller Ruhm, sind wir alle gleich. Im Camposanto zu Pisa sind der Tod und die Verdammnis mit allen ihren Schrecken gemalt. Da stößt eine fröhliche Jagdgesellschaft auf offene Särge mit halbverwesten Leichnamen, da packen mißgestaltete Teufel die Seelen der Gottlosen. Auch das widersprach dem Empfinden unseres Meisters. Nicht mit Bildern, die mit Schrecken erfüllen, sondern mit solchen, die Trost und Hoffnung gewähren, wollte er die Wände schmücken. Die Vorstellungen sollten Ausdruck finden, die ein gläubiger, aber hochgebildeter und duldsamer Geist bei den Worten Tod, Weltgericht und Unsterblichkeit hegt.

Die Ursache und Überwindung des Bösen füllt die erste Wand. Der Sündenfall hat alles Unheil über die Menschheit gebracht, aber Christus, dessen Geburt und Grablegung dargestellt werden, erlöst uns von leiblicher — Heilung des Gichtbrüchigen — und geistiger Not — Christus und die Ehebrecherin. Gegenüber erblicken wir den auferstandenen Heiland, wie er unter die versammelten Jünger tritt und den ungläubigen Thomas bekehrt. Allein er ist nicht nur selbst auferstanden, sondern er hat auch die Macht über den Tod der anderen. So sind denn links und rechts die beiden Geschichten des Neuen Testaments dargestellt, die den Gläubigen Bürgschaft dafür gewähren, die Auferweckung von Jairi Töchterlein und die Auferweckung des Lazarus. Die Bogenfelder und die Sockelbilder ergänzen diesen Kreis, der somit den wichtigsten Teil der in den Evangelien erzählten Geschehnisse verkörpert. Die dritte Wand, in der sich der Eingang zum Dome befindet, schildert nun die Ausbreitung der christlichen Lehre, wie sie aus der Apostelgeschichte hervorgeht. Die Mitte wird naturgemäß durch die Ausgießung des heiligen Geistes eingenommen, daran schließt sich auf der einen Seite die Geschichte der beiden Hauptapostel Petrus und Paulus, rechts die Steinigung des ersten Blutzeugen Stephanus und die Bekehrung des Kämmerers aus dem Morgenlande. An der vierten Wand endlich finden wir die Darstellung der letzten Ereignisse nach der Offenbarung Johannis. An sie ging Cornelius zuerst, und sie allein wurde von ihm vollendet. Bei ihren Bildern, soweit sie jetzt sichtbar sind, wollen wir deshalb ein wenig verweilen.

Gefangene trösten.

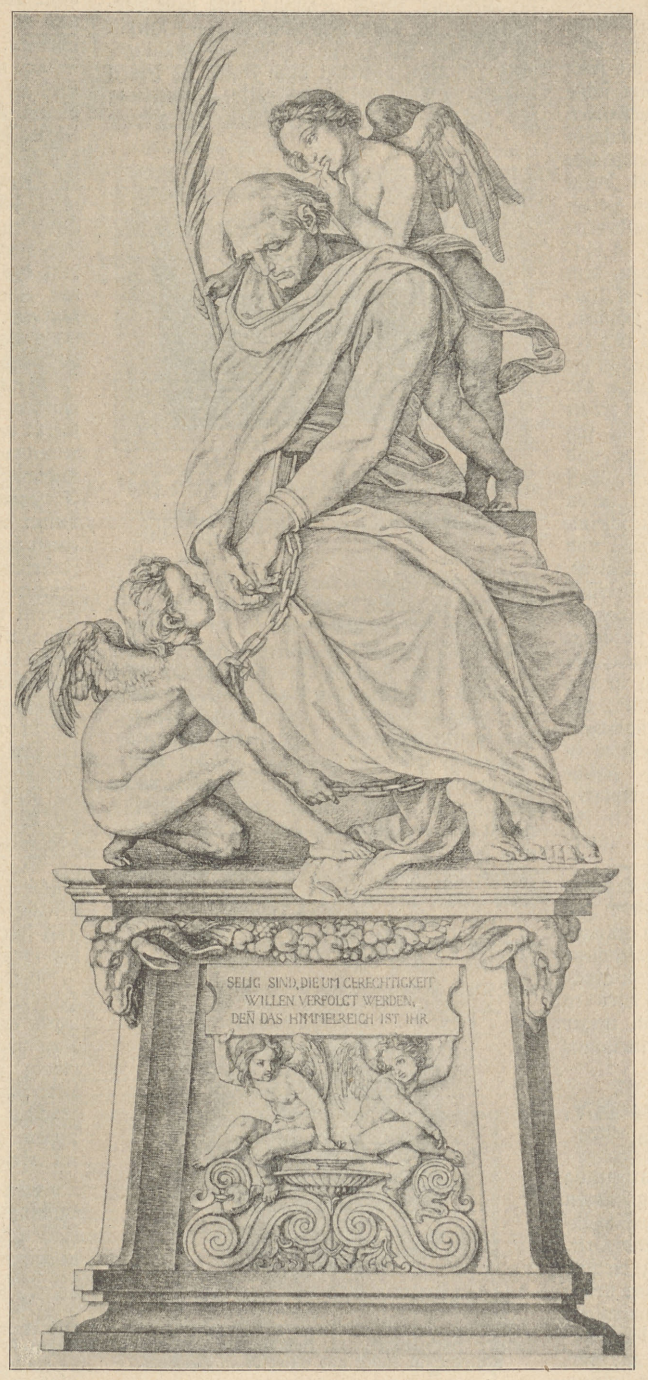
Es ist ein ganz seltsames, aus widerstrebenden Empfindungen gemischtes Gefühl, das uns vor diesen Werken überkommt. Wir fühlen, daß sie an geistigem Gehalt alles überragen, was in neuerer Zeit auf dem Gebiete der monumentalen Malerei geschaffen worden ist, aber die Gedanken sind schwer verständlich, ja befremden uns zum Teil. Die Größe der Auffassung, in der Komposition sowohl wie in der Zeichnung der einzelnen Gestalten, imponiert uns, aber sie bezwingt uns nicht so, daß alle Kritik verstummt. Alle Vorgänge sind geadelt, selbst die höchsten Affekte gebändigt, aber wir sehnen uns schließlich nach einem Ausdruck unverfälschter Leidenschaft. Die Apokalypse ist für die meisten Leser ein Buch mit sieben Siegeln. Ihre Vorgänge müssen symbolisch aufgefaßt werden. Aber sie werden dadurch nicht verständlicher, daß Cornelius sie gemildert und mit philosophischem, humanistischem Geist durchtränkt hat. Am wenigsten trifft dies den ersten und berühmtesten Karton, die „Apokalyptischen Reiter". Jeder wird hier zunächst aufs stärkste gefesselt werden. Wenn irgendwo in der neueren Kunst Größe und Stil ist, so hier. Und doch! Zerstampfen diese herrlichen Rosse wirklich die unter ihnen Liegenden, ringt der Greis in wirklichem Schmerze die weit

von sich gestreckten Hände? Ich kann mir nicht helfen, je weiter ich mich in das Bild hineinsehe, desto unwirklicher wird es. Schließlich glaube ich Personen aus einer Racineschen Tragödie vor mir zu haben. Und ich muß meine Augen eine Zeit lang auf den durch und durch hohlen Kaulbachschen Karton der Schlacht von Salamis wenden, um mir der Größe unseres Meisters wieder bewußt zu werden.

Noch schwerer werden die Bedenken bei dem zweiten Bilde, dem „Sturz Babels". Babel ist nach der Apokalypse als die große Buhlerin dargestellt. Aber entspricht die Gestalt, die Cornelius gezeichnet hat, wirklich dem Bilde, das wir aus der Bibel gewinnen? Freilich das siebenköpfige Ungeheuer und der Becher der Wollust, der ihm aus der Hand geglitten ist, lassen uns darüber nicht im Zweifel. Aber das Weib selbst? Unwillkürlich denken wir an Klingers Salome oder an die Dirnen von Rops. Denen steht das Laster auf jeder Faser des Gesichts geschrieben. Cornelius' Babel aber scheint mehr ein unglückliches als ein teuflisches Weib zu sein. Auch die Könige und Kaufleute machen nicht den Eindruck von großen Sündern. Wirklich packend ist nur die Gestalt des richtenden Engels. Aber da wir nicht unmittelbar überzeugend sehen, wie gerechtfertigt sein Zorn ist, vermag auch er nicht dem Bilde die volle tragische Wirkung zu geben.

Auf dem dritten Bilde ist die „Herabkunft des himmlischen Jerusalem" dargestellt. Cornelius hat, um ein wirksames Gegenstück zum Sturze Babels zu schaffen, in freiem Anschluß an den 2. Vers des 21. Kapitels, wo es heißt, daß die heilige Stadt „bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann" aus dem Himmel herabgefahren sei, Jerusalem als holdselige Frauengestalt gebildet und nur durch eine Mauerkrone die Allegorie angedeutet. Von lieblichen Engeln getragen, schwebt sie hernieder, noch unbemerkt von den edlen Menschen, die sich aus dem Grunde der Welt auf reine Höhen gerettet haben. Diese Menschengestalten sind von jeher ein Gegenstand des höchsten Entzückens gewesen, Riegel hat gemeint, die Gebilde des Praxiteles seien in ihnen wieder auferstanden. Und wirklich ist innere Seligkeit selten so schön zur Erscheinung gebracht worden. Aber auch dieses Bild vermag uns als Ganzes nicht völlig zu erwärmen.

Bei der „Auferstehung" endlich wird uns die undogmatische, durchaus vergeistigte Auffassung des Weltgerichtes besonders gerühmt. In der That läßt sich die Verdammnis nicht großartiger erklären, als es der Meister gethan hat, nämlich als die Erkenntnis der Sünden und die namenlose Reue darüber. Allein künstlerisch ist dieser Karton der schwächste. Die Komposition ist dünner, die Übertreibungen sind häufiger, die Gesichter noch weniger individuell. An Michelangelos jüngstes Gericht mit seinen ungeheuer genialen Verkürzungen und an Rubens' „Sturz der Verdammten" dürfen wir dabei nicht denken.



Zwischenfigur: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr."

Will ein Künstler die letzten Dinge darstellen, so werden wir ihn am ehesten verstehen, wenn er sich eng an die Bibel anschließt oder eine ganz freie und gewaltige Phantasieschöpfung gibt. Cornelius hat einen Mittelweg betreten. Dadurch ist für mich ein Zwiespalt eingetreten, der mich am vollen Genusse hindert. Andere mögen anders darüber denken. Für mich sind das Schönste die Sockelbilder mit ihren Darstellungen der christlichen Tugenden. Einfache Scenen werden hier mit homerischer Schlichtheit vorgetragen, alles ist zum Stil erhoben, ohne daß die Natürlichkeit des Empfindens darüber verloren ginge. Man versenke sich einmal so recht in die beiden Gruppen „Tote bestatten" und „Gefangene trösten", die wir als Illustrationen bringen. Manches berühmte sogenannte Historienbild wird neben diesen Genredarstellungen verbleichen.

Es verhält sich seltsam mit den Schöpfungen unseres Meisters. Wir dürfen sie nicht nur künstlerisch bewerten, sondern müssen sie als das Bekenntnis eines großen und edlen Geistes auffassen. Aber auch wenn wir sie rein gedanklich zerlegen, kommen wir zu keinem durchaus befriedigenden Ende. Vielleicht ist es besser, sie überhaupt nicht so im einzelnen zu analysieren. Was will denn die monumentale Malerei? Will sie uns belehren, uns Vorlesungen halten? Ich meine, sie will uns vor allen Dingen in eine gewisse Stimmung versetzen, sei es nun eine ernste oder heitere, eine feierliche oder festliche. Und feierlich, tief feierlich hätten uns die Corneliusschen Malereien sicherlich gestimmt, wenn sie ausgeführt worden wären. Manche meinen freilich, sein Farbensinn hätte dafür nicht ausgereicht. Aber solche Bedenken sind müßig. Cornelius hat von vornherein damit gerechnet, daß andere die Ausführung übernehmen würden. Wir haben in Berlin ein Schinkelmuseum und ein Rauchmuseum. Vielleicht findet sich einmal ein Raum, wo die Werke dessen, der nicht geringer war als sie, ohne störende Nachbarschaft von der großen Seele ihres Schöpfers zeugen können.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Ein feines stimmungsvolles Landschaftsbild von H. Mühlig, das der Jahreszeit so recht angepaßt ist: „Der erste Reif", füllt die Seite 11 dieser Daheimnummer. Es ist ein früher Morgen im November; tags vorher hatte es geregnet und gestürmt und die letzten fahlen Blätter von den Bäumen geweht. Abends hatte sich der Wind gelegt, und dichter, grauer Nebel senkte sich auf die flache Landschaft. Bleich und verschleiert ist die Sonne aufgegangen; grau in grau gehüllt lag die stille Welt da. Auf der Landstraße beginnt sich's nun zu regen; Jäger aus den benachbarten Ortschaften mit ihren Treibern versammeln sich, um die Aufstellungen für die angesagte Treibjagd vorzunehmen. Der Nebel braut noch über Moor und Acker, Wiese und Heideland, aber er beginnt sich doch schon zu heben; die Bäume, die um die Gehöfte und in einzelnen Gruppen rechts und links von dem Wege stehen, lassen sich schon in matten Umrissen erkennen. Auf den Gräsern und Halmen, den Dornsträuchern und Stauden liegt in zierlichen Krystallen der erste Reif, und das junge Eis knistert und kracht unter den Tritten der Jägersleute. Der Nebel steigt höher; es tropft und rieselt von den Bäumen; es geht sich frisch und flott in der dämmrigen Frühe, und bald schallt's im lustigen Treiben Piff, Paff über die herbstliche Ebene, über der gegen Mittag die Sonne mit mattem Glanze scheint. Unser Bild zeigt das intime Naturgefühl und das feine Empfinden des Düsseldorfer Malers.

Mit der ganzen, lebensvollen Charakteristik, die dem leider allzufrüh dahingegangenen Wilhelm Leibl zu eigen war, ist der prächtige Bauer, den wir auf Seite 13 bringen, gezeichnet. Die vortreffliche Radierung ist mit Erlaubnis des Verlegers, Fritz Gurlitt, der bei diesem erschienenen Leibl-Mappe entnommen, die sechs Originalradierungen des Meisters in sich vereinigt; die Luxus-Ausgabe, welche 350 Mark kostet, ist nur in 60 Exemplaren hergestellt, und Meister Leibl hat alle in ihr enthaltenen Exemplare noch persönlich unterzeichnet.

Zum Schluß ein niedliches Genrebild eines italienischen Künstlers: „Nach der Taufe". Im hochgelegenen Dorfkirchlein hat ein junges Menschenkind soeben das heilige Sakrament der Taufe empfangen. Gefolgt von dem glücklichen Elternpaar und den Pathen wird es nun zur Kutsche getragen, um nach kurzer Fahrt in der nahen Lokanda der Mittelpunkt eines frohen Festes zu sein.

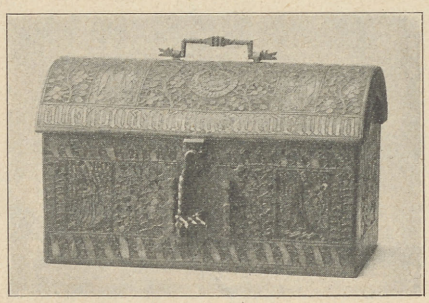
Künstlerische Lederarbeiten des XV. und XVI. Jahrhunderts.

Die Technik der künstlerischen Bearbeitung des Leders hat in den letzten zwanzig Jahren große Fortschritte gemacht; Hamburg, Schleißheim bei München, Paris, Wien sind Orte, von denen aus in dieser Beziehung vielfach befruchtend gewirkt wurde, — doch aber stehen wir heute immer noch nicht auf demjenigen Punkte technischen Könnens, welchen die kunstvollen Lederarbeiten früherer Zeiten zur notwendigen Voraussetzung gehabt haben müssen.

Die Kenntnis der Herstellung des Leders, d. h. die Gerbearbeit, ist für Ägypten und die orientalischen Länder uralt, und wurde von dort aus schon frühe bei Griechen und Römern eingeführt. — (Die „Coriarii" [Gerber] und die „sutores" [Schuster], bildeten in Rom, bereits vor der Mitte des VI. Jahrh. d. St. feste Korporationen). —

Die tierische Haut besteht aus mehreren Schichten: der Oberhaut, der Schleimschicht und der Lederhaut, unter welcher Fett und Muskelsubstanz liegen. Der Gerbeprozeß bezweckt die Bloßlegung der Lederhaut und deren Überführung in Leder, d. h. in einen Zustand, in dem sie der Fäulnis widersteht, für Wasser undurchlässig ist und auch getrocknet geschmeidig und weich bleibt. Als Mittel der Lederbereitung dienen gewisse zusammenziehend wirkende Pflanzenstoffe — Eichen- und Birkenrinde, Galläpfel, die Blätter des Sumach 2c. — ferner einige Mineralstoffe, namentlich der Alaun, endlich tierische und pflanzliche Fette, wie Oliven- und Sesamöl, Fette von Wasserbewohnern, und Eidotter. — Wahrscheinlich ist zuerst die Öl- oder Sämischgerberei erfunden worden, die von Alters her bei den orientalischen Völkern in besonderer Blüte stand; zu Beginn unserer Zeitrechnung aber waren bereits alle drei Gerbearten bekannt und in Gebrauch.

Etwas anderes, wie die Ledererzeugung, ist die Bearbeitung des Leders, d. h. die Ausnutzung seiner spezifischen Eigenschaften für Kleidung, Gerät, Schmuck, und seine Verwendung zu Kunstgegenständen. — Hierin scheinen die Alten nicht besonders geübt gewesen zu sein, vielleicht auch legten sie keinen besonderen Wert auf die dekorative Verwertung des Leders, doch aber müssen sie gewisse



Französischer Lederkasten aus dem 15. Jahrhundert. Länge 31 cm.
Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

Techniken besessen haben, welche später wieder verloren gegangen sind. Sie müssen z. B. verstanden haben, das Leder so zu erweichen, daß es sich formen ließ, und es nachher wieder in den alten Zustand zurückzuführen, denn man hat römische Stiefeln gefunden, welche den ganzen Fuß bis zum Knöchel bedecken, aber völlig ohne Naht aus einem Stücke gearbeitet sind. — Das Bestreben, verzierte Lederarbeiten herzustellen, wird im Abendlande im Anfange des XIV. Jahrhunderts bemerkbar, die Kunst erreicht eine hohe Blüte im XV. und XVI. Jahrhundert und lebt, besonders in Frankreich, in gewissen Zweigen bis in die letzte Hälfte des XVIII. Jahrhunderts fort.

Der Anstoß ging von Spanien und Italien aus, wahrscheinlich übernommen von

Italienische Büchse; Holz, überzogen mit gepunztem rotem Leder. 15. Jahrhundert. Höhe 9 cm.
Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

den Arabern; Frankreich und die Niederlande reagierten besonders kräftig, aber auch in Deutschland erreichte die Lederarbeit eine gewisse eigenartige Ausbildung, welche leider in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges in Vergessenheit geriet. — Die erste Art der Lederverzierung bestand in dem Einritzen von Zeichnungen und Ornamenten (derartige Verzierungen finden wir ebenso bei den ältesten Kulturvölkern, wie an prähistorischen Fundgegenständen des nördlichen Europas und bei Arbeiten jetzt noch unkultivierter Stämme), dann fing man an, der Zeichnung Relief zu geben, indem man einzelne Stellen unterschnitt, sie mit dem Messer emporhob und die Höhe unterlegte, — da dies im nassen Zustande geschah, behielt das Leder nach dem Trocknen seine Form bei —, endlich preßte man das Leder über Formen, bemalte es und verarbeitete gefärbte Leder zu Mosaiken. Die mittelalterlichen Lederarbeiten und die der Renaissance sind auf sehr mannigfaltige Art verziert. Das Leder wurde geritzt und der Grund mit Punzen gekörnt. Dazu benutzte man öfter erhitzte Messer, um die Ränder leicht zu dörren und so zu verhindern, daß sie sich wieder schlössen. Auch unterschnitt man einzelne Stellen und hob sie mit dem Messer zu Buckeln heraus, niemals jedoch entfernte man bei diesem Verfahren einzelne Teile der Lederfläche; schließlich bemalte und vergoldete man das Ganze oder Einzelheiten der Darstellung. In Frankreich und Deutschland beschränkte man sich meist auf diese Art der flachen Verzierung, in Italien fügte man mit Vorliebe noch erhabene Verzierungen hinzu, indem man das angefeuchtete Leder ähnlich bearbeitete wie eine Metallplatte beim Treiben und besonders hohes Relief mit Kitt unterlegte. — Gold und Farben fanden hierbei nur selten Verwendung. —

Solche geritzte und getriebene Lederarbeiten wurden zu allerhand kirchlichem und profanem Gerät verwendet, insbesondere zu Kapseln von Abendmahlskelchen und Salbölbüchschen, von Bischofsstäben und Reliquienbehältern, zu Futteralen für Bestecke, für Toilettengerät und Becher und zu Schmuckkästchen. Abb. 1 gibt einen französischen Lederkasten aus dem XV. Jahrhundert. Die Darstellungen sind geritzt, gepunzt und bemalt. Die Figuren und die Schrift blau auf Gold, die Blätter grün, die Blumen weiß und blau, das gewundene Band weiß und rot. Vorn am Deckel über der Darstellung der Verkündigung steht die Inschrift: Ave regina celorum, ave domina (Sei gegrüßt Himmelskönigin, sei gegrüßt Herrin); die Deckelwölbung zeigt das Jesuskind in einer Strahlenglorie zwischen Maria und Joseph, die Rückseite in großen gotischen Minuskeln die Worte: „Prenes en gré" (Nehmt huldvoll diese Gabe an).

Nr. 2 ist die Abbildung einer italienischen Büchse aus Holz mit einem Überzuge von hellrotem Leder, die spätgotischen Ornamente sind stark unterschnitten und kräftig gebuckelt, der Grund ist fein gepunzt.

Beide Abbildungen sind nicht von den im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe befindlichen Originalen genommen, sondern von außerordentlich treuen Kopien, die Georg Hulbe, unser bedeutendster deutscher Lederkünstler, fertigte, und die auf der letzten Pariser Ausstellung berechtigtes Aufsehen erregten, als ein Beweis, daß die heutige Technik erfolgreich der alten Kunst nachgeeifert hat.

Die vornehmste Verwendung des Leders war die zu Vorhängen und Wandbekleidungen. In der „Chronique du bon duc Loys de Bourbon" vom Jahre 1376, werden bereits mit Figuren bedeckte Ledervorhänge erwähnt, und aus dem Inventar Karls V. von Frankreich vom Jahre 1380 lernen wir Arragon als den Ursprungsort der Ledertapeten kennen. Man bezog sie in Frankreich damals und auch später noch aus Spanien, besonders aus Cordova, und hiervon hießen sie „Cordouans", „cuirs de Cordoue" und — bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts — „peaux d'Espagne". — Die Herstellung der Ledertapeten breitete sich zunächst in Italien aus, wo die Industrie namentlich in Venedig zu hoher Blüte gelangte. Italienische Maler sollen zu Ende des XV. Jahrhunderts die Kunst, gepreßte, vergoldete und bemalte Lederflächen herzustellen, nach Frankreich gebracht haben. Andere dagegen behaupten, daß dies erst viel später geschah und daß von Antwerpen aus die ersten Lederkünstler nach Frankreich kamen. In Deutschland wurden Ledertapeten nur ganz kurze Zeit in Augsburg hergestellt. — Man verzierte die Ledertapeten entweder durch Handarbeit, oder man preßte das erweichte Leder über Holztafeln, in welche das Muster eingeschitten war. Auf die letztere Art erhielt man meist sich wiederholende Zeichnungen, die Treibearbeit dagegen gab dem Künstler freien Spielraum zur Hervorbringung großer figurenreicher Kompositionen. —

Eine weitere Verwendung des Zierleders ist die zu Bucheinbänden. Hierin glänzte vom XV. bis XVII. Jahrhundert auch Deutschland, besonders durch Flachpressungen, während in Frankreich Jean Grolier (1479—1565) den Einband in Ledermosaik zu großer Höhe erhob.

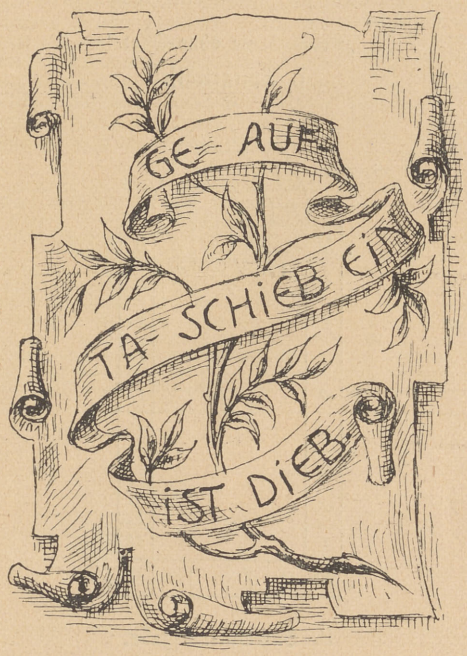
M. Kirmis.

Kinder-Daheim.

Allerlei Kurzweil.

1. Bilderrätsel.

„Ein Wandspruchband".



Verbindet die Silben zu einem Spruch. Achtet dabei auf die Blättenanzahl.

2. Selbstgefertigte Einrichtung eines Schlafzimmers für die Püppchen.

(Schluß.)

Die beiden oberen Schubfächer erhalten Griffe in der vorderen Mitte in Gestalt von je einem kleinen, niedrigen, weißen Kragenknöpfchen, das mit überspannenden Stichen aufgenäht und dann am Fuß durch braunes Holzpapier, welches sich rings um die Schachtel zieht, verklebt wird. Der schmale, hervorschauende Rand der Schachtelhülsen wird auch mit Bronze bestrichen. Auf die obere Platte klebte ich noch eine $^1/_2$ cm überstehende Platte von starkem Karton und gleiche Platten, d. h. nicht überstehend, gaben der Rückwand und den beiden Seiten den nötigen Halt, sie wurden mit braunem Holzpapier bedeckt. Unten erhielt die Kommode 4 kleine Füße (1 cm hohe Stücke eines kleinen Quirlstiels). Die Platte schmückte eine längliche mit Kreuzstichstickerei bedeckte Kongreßstoffdecke. —

Die Hauptsache aber waren die 2 Betten mit darüber befestigtem Spitzenhimmel, die fast die ganze hintere Wand einnahmen, mit dem Kopfende an der Wand und so ins Zimmer hereinstehend. Beide bestanden aus festen Pappschachteln von 15 cm Länge zu 8 cm Breite und Höhe. Das Kopfende wurde 8 cm hoch belassen, das Fußende bis auf 5 cm und die Seitenwände auf 3 cm Höhe abgeschnitten; alle Seiten bezog ich mit eingekräuftem rosa Satin (bis $^1/_2$ cm vom Fußboden entfernt herunterhängend) und zwar nahm ich dafür einen doppelten Streifen Stoff, legte ihn in der Mitte zusammen — für jede Seitenwand besonders — ließ ein $^1/_2$ cm hohes Köpfchen stehen und kräuste ihn 2mal dicht neben einander ein. Dann wurde er an den Ecken und am untern Rand fest vernäht, d. h. letzteres nur an den innern Seiten, an den äußern fiel der Stoff frei herab (das Köpfchen bildete also den obern Abschluß an jeder Seite) und war in kleine Zäckchen geschnitten. Für die Füße schnitt ich mit der Laubsäge einen 6kantigen braunen Bleistift in je 2 cm lange Stücke, die angeklebt wurden.

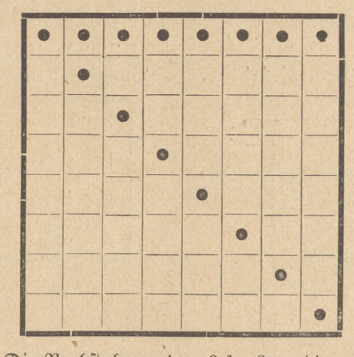
Das Bettzeug: Ein Unterbett von Shirting, mit Watte gefüllt, ein kleines, spitzenbesetztes Kissen, eine wollne Decke aus weißem Flanell, ringsum mit roter Seide languettiert und Grätenstichborte und darauf ein viereckiges Plümeau. — Der Himmel über den Betten war durch eine rosa Satingardine gebildet, die ihren Halt oben in der Mitte der Wand an einem, von außen durch einen langen Nagel festgehaltenen Paketknebel (oder ein 6—7 cm langes Stück eines dünnen Holzfederhalters) hatte; 5 cm unterhalb dieses Knebels waren noch 2 andere zu beiden Seiten, in 10 cm Abstand, angenagelt, über die sich die Gardine legte. Dazu wird ein langer Streifen von ungefähr 15 cm Breite (er muß auf beiden Seiten bis zum Fußboden reichen) an den unteren und vorderen Seiten in kleine Zäckchen ausgeschnitten, mit gelber Tüllspitze überlegt und in der Mitte zur Länge des Knebels eingekräuft. Neben dem Kopfende je eines Bettes schlägt man einen Goldkopfnagel ein und bindet die Gardine schön gerafft hier mit schmalem rosa Seidenband an.

Zwei Bettvorleger fertigte ich aus dem gelblichen Schlingenstoff eines Waschlappens für 5 Pf. an; ich nähte auf den schwarzen Deckel eines Notizbuches (die schwarze Seite kam nach unten und sah aus wie Leder) von 14 cm Länge zu 8 cm Breite, ein Mittelstück aus Schlingenstoff und umgab dieses mit rotwollner, golddurchwirkter Borte, die ich bei einer Stickerei übrig behalten hatte, an den Ecken hübsch in spitze Falten abgenäht. Das Mittelstück sah aus wie ein Fell und die Borte wie die feinste Stickerei.

Für einen Handtuchhalter, neben welchem ein kleiner Blechwaschtisch (für 50 Pf.) stand, schraubte ich 2 kleine Messinghaken in die Wand, 6 cm weit aus einander, legte wie bei den Gardinen am Fenster ein Stück von einer Holzstricknadel darüber (auf beiden Seiten mit einer bronzierten Erbse verziert), über welcher das Handtuch hing. Dieses war von mittelfeiner Leinwand, mit einem zierlichen 10 Fäden breiten Hohlsaum und schmaler Spitze besetzt, hergestellt. — Als Fußkissen diente eine kleine Pillenschachtel, oben ein Bäuschchen Watte als Polster, darüber ein Stückchen Kongreßstoff mit Stickerei, ringsum eine Rüsche von Seidenband. —

Geschickte Hände und schöpferischer Sinn werden wohl noch mehr solcher niedlichen Sachen erfinden, die Freude der Kleinen lohnt dann reichlich die gehabte Mühe. A. H.

3. Diagonalrätsel.

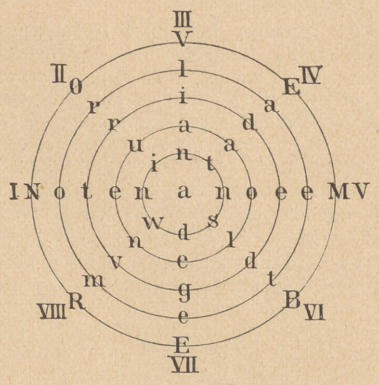


Die Buchstaben: 4 a, 3 b, 2 c, 11 e, 1 g, 3 h, 3 i, 4 l, 3 m, 7 n, 4 o, 8 r, 3 s, 2 t, 3 u, 3 v sind in die 64 leeren Felder des Quadrats so einzutragen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen von 12 Brüdern; 2. ein Spiel; 3. eine ehemalige französische Provinz; 4. einen Fluß in Rußland (Nebenfluß des Dnjepr); 5. einen männlichen Vornamen; 6. einen berühmten Seefahrer und Entdecker, 7. einen beliebten Dichter, 8. eine preußische Provinz.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so lautet die schräge Reihe, von links oben nach rechts unten gleich der obersten wagerechten.

4. Ringrätsel.

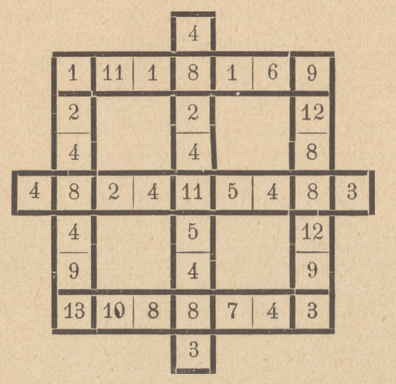


Die vier inneren Ringe sind mit Beibehaltung der Reihenfolge ihrer Buchstaben so zu drehen, daß man acht bekannte sechslautige Namen erhält, welche bezeichnen:

1. Einen Staat der nordamerikanischen Union.
2. Stadt und Fluß in Canada.
3. Eine Stadt in Italien.
4. Eine Region in Italien.
5. Eine Stadt in Italien.
6. Einen Fluß, der in das Adriatische Meer mündet.
7. Einen bekannten Ort im preußischen Regierungsbezirk Stralsund.
8. Eine Stadt am Adriatischen Meere.

Die acht Namen haben den gemeinsamen Endbuchstaben a.

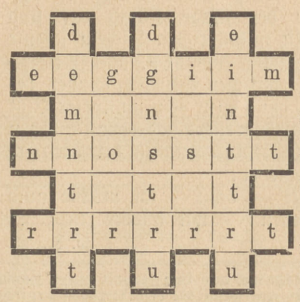
5. Arithmogriph.



Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die senkrechte wie auch die wagerechte Mittelreihe eine große Stadt in der preußischen Rheinprovinz nennt. Außerdem sollen acht bekannte vierlautige Wörter entstehen, welche — in anderer Reihenfolge — bezeichnen:

1. Ein Maß; 2. einen Fluß; 3. eine Jahreszeit; 4. eine Stadt; 5. einen See; 6. eine Ziffer; 7. einen Gesang; 8. einen alttestamentlichen männlichen Namen.

6. Magisches Kreuz.



Die Buchstaben in den Feldern des Kreuzes sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und ergeben: 1. Einen weiblichen Vornamen; 2. einen preußischen Regierungsbezirk; 3. einen Namen, der aus der Sage von der Gründung Roms bekannt ist.

7. Der junge König.

Was mochte es nur sein, was den jugendlichen König so tief betrübte, daß er, der sonst die Heiterkeit und Lebensfreude selbst, wie umgewandelt erschien?

Die Minister und Räte zerbrachen sich vergeblich die Köpfe darüber und das Volk hörte voll Kummer, daß sein allgeliebter junger Landesherr an Schwermut leide, welche auch die berühmtesten Aerzte und hervorragenden Psychologen nicht bannen könnten.

Schwermut? Wie schrecklich! Ach, der arme junge König, der ja kaum 13 Jahre alt, also fast noch ein Kind war! Wie konnte nur diese entsetzliche Krankheit so schnell entstehen?

Die Bürger der Residenzstadt, die an schönen Sommertagen mit Weib und Kind hinauspilgerten vor das Thor, hatten so oft seine jugendfrische Stimme, sein frohgemutes, silberhelles Lachen gehört, das gleich Glockenton durch die Laubgänge des Parks hallte. Gern weilte der junge König auch unten am Teich, an der Grenze des Schloßparks, wo die muntere Jugend sich tummeln durfte.

Vor heller Freude hatte er in die Hände geklatscht, wenn die übermütigen Knaben barfüßig im Wasser umherwateten, dann Steine auf die silberne Fläche warfen, daß der schimmernde Gischt hoch aufspritzte.

Nun war es anders geworden — und vom Schlosse kamen gar traurige Nachrichten.

Der König säße tagein, tagaus still und grübelnd in seinen Gemächern. Er schiene das Lachen verlernt zu haben.

Vergebens war das liebreiche Zureden der Königin-Mutter, vergebens die respektvolle Bitte des Hofmarschalls und aller Leibärzte, sich doch wieder zu zerstreuen, hinaus in die schöne Natur zu gehen. Der König verharrte in stiller Trauer.

Kopfschüttelnd standen Kammerherrn, Räte, Minister und Leibärzte. „Es ist alles umsonst," so flüsterten sie zagend. Nur einer von ihnen, der alte Leibmedikus, verlor nicht die letzte Hoffnung.

„Laßt es mich jetzt allein versuchen, unsern jungen Herrscher zu heilen," so sagte er zu seinen Kollegen. „Vor allem will ich mich nochmals bemühen, den Grund von unseres Königs Verstimmung zu erforschen."

Sogleich ließ er sich beim Könige melden, und suchte diesen durch sein humorvolles Plaudern zu erheitern.

„Ach, allergnädigster König," hub er an, „wenn Ihr ahntet, wie betrübt Eure Apfelschimmel im Stalle steh'n! Sie wollen keine Nahrung mehr annehmen, seit es Ew. Majestät gefällt, hier im Zimmer Grillen zu fangen — auch die beiden Ponies hängen traurig die hübschen Köpfe. Seht nur, mein König, wie draußen die Sonne lacht, wie der Tau auf Blüten und Gräsern erglänzt. Es ist eine wahre Lust!" Als aber der Jüngling nur trübe lächelt, fährt er eindringlicher fort: Macht Euch denn nichts mehr Freude? Warum nur seid Ihr so still und traurig? Wollt Ihr nicht mir, der ich so glücklich war, Euch schon als zartes Knäblein auf meinen Armen zu halten, der ich als ärztlicher Berater stets Euer königliches Vertrauen genoß — wollt Ihr nicht mir Euren Kummer nennen?"

Da seufzte der junge König tief und schmerzlich. Mit wehmütigem Lächeln schaute er wieder auf seine schmalen, mit Seidenstrümpfen und zierlichen Schnallenschuhen bekleideten Füße, dann glitt sein umflorter Blick zum Fenster, durch welches das helle Jauchzen der am Teich spielenden Knaben herüberklang und stockend sagte er:

„Ich möchte — ach — ich möchte auch mal barfuß gehen — wie andere Jungen."

F. K.

8. Homonym.

Es pustet und stöhnt,
Es rasselt und dröhnt,
Es pfeift und dampft,
Es zittert und stampft.

Meist rast es voll Eile,
Doch kriecht's auch mit Weile,
Es ist eine Schlange,
Macht niemanden bange.

Bald fröhlich, bald traurig,
Bald jauchzend, bald schaurig,
Bald dunkel, bald hell,
Bald langsam, bald schnell.

Hier lustiges Blasen,
Dort Ruh' unter'm Rasen,
Hier Frohsinn und Tanz,
Dort Trauer und Kranz.

Im Wirtshaus, im Keller,
Bald langsam, bald schneller,
Bald tief und bald klein,
Hier Bier und dort Wein.

Sagen hört' ich's auch vom Herzen,
Und ganz sicher kriegst du Schmerzen,
Wenn du achtlos stehst darin.
Deute nun des Wortes Sinn.

9. Rätsel.

Zwei Linsen an einem Stiele,
Mich brauchen der Menschen viele;
Doch eine Hülsenfrucht bin ich nicht,
Ich sitze mitten im Gesicht. Th. Sch.

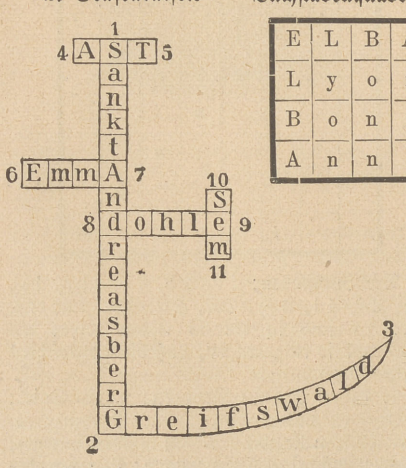
Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 4.

1. Ein Blumenkranz.

I. „Frohes Wiegenfest".	II. „Wir gratulieren Dir".
Flieder.	Winde.
Rose.	Narzisse.
Orchidee.	Frauenhaar.
Hyazinthe.	Georgine.
Enzian.	Rose.
Schlehe.	Hyazinthe.
Winde.	Tulpe.
Iris.	Epheu.
Erica.	Schneeglöckchen.
Georgine.	Iris.
Epheu.	Ehrenpreis.
Narzisse.	Schlehe.
Frauenhaar.	Enzian.
Ehenpreis.	Flieder.
Schneeglöckchen.	Erica.
Tulpe.	Orchidee.

2. Sensenrätsel.



3. Magisches Buchstabenquadrat.

E	L	B	A
L	y	o	n
B	o	n	n
A	n	n	a

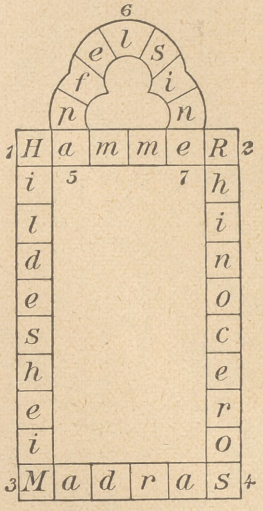
4. Bilderrätsel. „Die Kornähren."

Man nehme bei der ersten links stehenden Ähre den Buchstaben am Boden, gehe der Ähre nach bis zur Spitze und lese den dort stehenden Buchstaben; dann die daneben emporsprießende 2. Ähre ebenso und in gleicher Art die folgenden Ähren ab.

So abgelesen, geben alle Buchstaben den Spruch:

„Keine Ernte ohne Saat."

7. Spiegelrätsel.



8. Damespielaufgabe.

1. e3—f4 e5—g3
2. D a5—d8 D h4—beliebig.
3. D d8—h4 † und gewinnt!

9. Wechselrätsel. Vaduz — Padua.

10. Bilderrätsel. „Die Fischhändlerin".

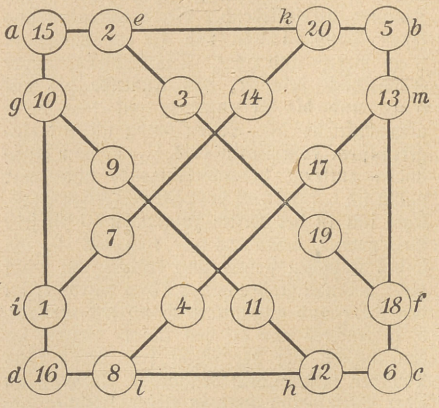
In der Runde von unten links nach rechts gelesen, geben alle Buchstaben an den weißen Dreiecken das erste, die an den grauen das zweite und die an den schwarzen das dritte Wort der Auflösung:

„Kauft frische Fische".

12. Rahmenrätsel.

	U	j	e	s	T	
O	k	t	o	b	e	R
l	r				m	ü
i	a				p	g
v	i				l	e
E	n	g	a	d	i	n
	E	m	d	e	n	

13. Rechenaufgabe.



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inserate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**.
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Aufnahmegebühren: Die viergespalt. Nonpareille-**Zeile** oder deren Raum **1 M. 25 Pf.**; im **Personal-Anzeiger:** Unterr.-Anstalt., Pens. u. Angebotene Stell. 80 Pf. (Eine Zeile enth. 11 Silben),

Daheim-Anzeiger.

(XXXVIII, Nr. 7. Ausgegeben am 16. November, geschlossen am 6. November 1901.)

Gesuchte Stellen 60 Pf. (Eine Zeile enthält 11 Silben). Die Aufträge für Anzeigen sind gefl. zu richten an die **Daheim-Expedition** (Abt. f. Inserate) in **Leipzig**, Friedrich Auguststraße 2.

Briefkasten der Redaktion.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind mit dem Vermerk **„Briefkasten"** zu versehen. **Direkte Auskünfte erteilen wir nicht** oder doch nur **in den seltensten Fällen** und zwar **nur an Abonnenten** und auch dann nur, wenn die nötigen Briefmarken beigefügt waren. Unverlangt eingeschickte **Gedichte** senden wir nur zurück, wenn wir die nötigen Briefmarken in der Sendung vorfanden.

v. B. in **W.** b. B. Besten Dank für die kleine Geschichte aus dem Leben des vor mehreren Monaten verstorbenen General-Feldmarschalls Grafen von Blumenthal, den eine langjährige treue Freundschaft mit der jetzt auch verklärten Kaiserin Friedrich verband. Wir wollen sie an dieser Stelle unseren Lesern mitteilen: „Als vor vier Jahren Blumenthal bei der Neujahrs-Gratulation bei Hofe im Königlichen Schloß nicht erschienen war, fiel dies der Kaiserin Friedrich auf. Die hohe Frau hörte mit Bedauern den Grund seines Fernbleibens, und schnell entschlossen fährt sie persönlich vor der Wohnung des Feldmarschalls in der Alsenstraße in Berlin vor, um sich nach dem Befinden des alten Helden zu erkundigen. Ein königlicher Diener entsteigt dem Kutscherbock, eilt in die Wohnung, und dort wird ihm der Bescheid zu teil, vor das Bett des erkrankten greisen Herrn zu treten. Der Lakai thut wie ihm geheißen wird und tritt in das Schlafzimmer. Der Feldmarschall richtet sich im Bette auf und sagt, während ein schalkhaftes Lächeln seine Lippen umspielt: ‚Unterthänigsten Dank Ihrer Majestät! Sagen Sie Ihrer Majestät, es ginge mir wie den kleinen Kindern. Ich habe zu Weihnachten zu viel Marzipan gegessen und mir den Magen verdorben.' Der Lakai eilt hinaus an den Wagen der Kaiserin und entblößten Hauptes berichtet er der hohen Frau Wort für Wort die Antwort des Feldmarschalls. Die Kaiserin Friedrich lacht hell auf, und sichtlich erheitert und amüsiert begibt sie sich auf die Heimfahrt."

R. E. aus **N.** Die Ausbildung zur Turnlehrerin kann in Berlin in der Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt erfolgen. Der Kursus dauert drei Monate, und Stipendien für den Aufenthalt sind durch den Kultusminister zu erhalten. Die Bewerberin darf nicht unter 18 Jahren und nicht über 35 Jahre alt sein; sie muß ferner eine gute Schulbildung und einen normalen Gesundheitszustand nachweisen können. Die Anmeldungen zum Turnlehrerinnen-Examen müssen spätestens drei Wochen vor dem Prüfungstermin bei dem Kultusminister eingereicht werden, bei Bewerberinnen, die schon im Lehramt stehen, durch die vorgesetzte Dienstbehörde. Die Prüfungen finden alljährlich im Herbst und im Frühjahr statt. Vorbereitungskurse für Turnlehrerinnen hat Frau Heßling, Berlin W., Schönebergerstraße 3, eingerichtet.

A. Z. in **L.** Der Verfasser des Gedichtes: „Es war doch eine treue Haut" ist, nach Mitteilung eines Daheimlesers in F., Nikolaus Becker, der Dichter des bekannten Rheinliedes: „Sie sollen ihn nicht haben." Es ist zu finden in Echtermeyers Gedichtsammlung, Seite 548 der 14. Auflage vom Jahre 1865; in der neuesten Auflage dieses Buches ist es nicht mehr enthalten. Es steht ferner in Viehoffs Deutschem Lesebuch für höhere Schulen.

P. T. in **W.** Ja, wir können Ihnen ein speziell christliches Buch empfehlen, das Ihnen und Ihrem ganzen Familienkreise Unterhaltung und Freude bereiten wird und sich sowohl zum Vorlesen wie zur Einzellektüre vortrefflich eignet. Wir meinen das Jahrbuch: „Höhen und Tiefen" von Dr. K. Kinzel und E. Meinke, Verlag von M. Warneck, Berlin, das jetzt zum fünftenmal erscheint. Aus dem reichen Inhalt nennen wir nur: „Im Mai des Leben." „Aus meiner Studentenzeit", von dem kürzlich verstorbenen Staatsminister Bosse; „Den Zug versäumt", von P. Rosegger; „Der pommersche Junker", von Andrae-Roman; „Die Schweigerin", von H. Schaetti; „Bredenbrückers Geschichten aus Südtirol", von K. Kinzel u. s. w. Außerdem Gedichte von Eleonore, Fürstin Reuß, E. Kolbe, F. Stockhausen, Martin Greif u. a.

Pastor M. in **Th.** Ihre Frage wird im Frauendaheim erscheinen!

E. Schm. in **D.** Derartige Fragen können wir nicht aufnehmen.

K. in **F.** und Dr. **H.** in **L.** Besten Dank für die freundliche Auskunft!

(Fortsetzung S. 29.)

Weihnachts-Anzeiger

An dieser Stelle, unmittelbar nach dem Hauptblatt, bringen wir vor Weihnachten wiederum eine übersichtliche Zusammenstellung der Ankündigungen von **Festgeschenken aller Art** aus den Gebieten der Industrie, der Kunst und Litteratur, wie sie sich alljährlich vortrefflich bewährt hat. Das **„Daheim"** ist bekanntlich als Lieblingsblatt des gebildeten deutschen Hauses in Stadt und Land überall in den besten und wohlsituierten Familien fest eingebürgert. Sein großer Leserkreis ist daran gewöhnt, jedes Jahr in dem **Weihnachts-Anzeiger** einen zweckmäßigen Wegweiser bei der Wahl von Festgeschenken und Bedarfsgegenständen zu finden.

Als **Weihnachts-Nummern** kommen noch in Betracht:

	Nr. 9	**Nr. 10**	**Nr. 11**
	vom 30. November	vom 7. Dezember	vom 14. Dezember
Insertionsschluß am:	**19. November**	**26. November**	**3. Dezember**

Zeilenpreis 1 M. 25 Pf.

Leipzig, Friedrich-Auguststraße 2. **Daheim-Expedition** (Abteilung für Inserate).

Absolut bestes Mundwasser der Welt! **Odol** Ueber die ganze Erde verbreitet!

Salta.

Schönstes Unterhaltungsspiel.

Bestes Festgeschenk.

In Spielwarengeschäften erhältlich.

Knorr's Hafermehl

Knorr's Reismehl

Beste Kindernahrung.
Richtigster Zusatz zur Kuhmilch.
Knorr's Hafermehl hat sich in 30jähriger Praxis aufs Glänzendste bewährt.

für vorzüglich schmeckende, rasch zuzubereitende Schleimsuppen.
Knorr's Reismehl wird ferner bei kleinen Kindern mit Vorteil abwechslungsweise, event. auch gemischt mit Hafermehl gegeben.
In 1/4 und 1/2 Kilo-Paketen überall zu haben.

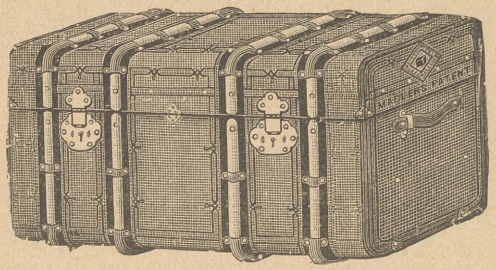
Mädler's Patentkoffer

patentiert in allen Kultur-Staaten, übertreffen alles bisher Dagewesene an:

Haltbarkeit, Eleganz und erstaunlicher Leichtigkeit.

Nicht zu verwechseln mit Rohrplatten- oder Rohrgeflecht-Koffern.

D. R.-Patent Nr. 85676



50% Gewichts-Ersparnis

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:		Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 581.	66 cm	43 cm	33 cm	M. 65.—	Nr. 591.	66 cm	43 cm	43 cm	M. 75.—
„ 582.	76 „	47 „	38 „	„ 75.—	„ 592.	76 „	47 „	47 „	„ 85.—
„ 583.	86 „	49 „	40 „	„ 85.—	„ 593.	86 „	51 „	51 „	„ 100.—
„ 584.	96 „	51 „	43 „	„ 105.—	„ 594.	96 „	56 „	56 „	„ 120.—
„ 585.	106 „	54 „	47 „	„ 115.—	„ 595.	106 „	58 „	60 „	„ 140.—
„ 586.	116 „	58 „	50 „	„ 135.—	„ 596.	116 „	60 „	66 „	„ 160.—

Die Nr. 581—583, 591 und 592 sind mit je **1** Einsatz, 584—586, 593—595 mit je **2** Einsätzen, 596 mit **3** Einsätzen versehen.

Mädler's Patent-Damenhut-Koffer

D. R.-Pat. Nr. 85676.

Es ist dieser der einzige Koffer aus patentierter Rohrflachsplatte, welcher Damenhüte auf Reisen vor Druck und Beschädigung schützt. Derselbe ist sehr solid hergestellt, aufs eleganteste eingerichtet, mit Schubriegelschloss, 1 Einsatz und je nach Grösse mit 1—6 gesetzlich geschützten Huthaltern versehen. Der Koffer zeichnet sich ganz besonders durch seine Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit aus.

	Länge:	Breite:	Höhe:	Gewicht ca.:		Preis:
Nr. 946.	50 cm	26 cm	39 cm	3,500 kg	mit 1 Halter	M. 32.—
„ 947.	50 „	26 „	39 „	3,650 „	„ 4 Haltern	„ 35.—
„ 948.	50 „	34 „	39 „	4,250 „	„ 6 „	„ 40.50
„ 949.	55 „	34 „	42 „	4,625 „	„ 6 „	„ 45.50
„ 950.	60 „	40 „	50 „	6,650 „	„ 6 „	„ 62.50

Meine Fabrikate sind zu beziehen **nur** durch Fabrik und Versandgeschäft

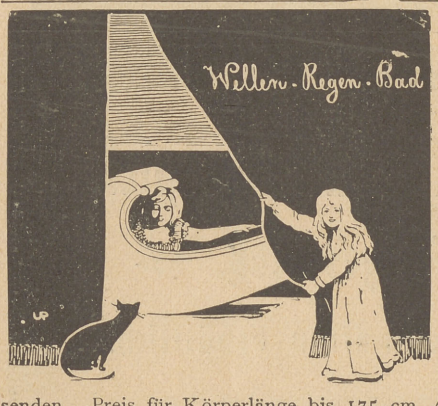
Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Illustrierte Preisliste gratis und franko.

Verkaufslokale: **LEIPZIG**, Petersstrasse 8. **BERLIN**, Leipzigerstrasse 101/102. **HAMBURG**, Neuerwall 84.

Sämtliche Reise-Artikel und feine Lederwaren.

Höchste Auszeichnung: Leipzig 1897, Königlich Sächsische Staatsmedaille.



Das Vergnügen der Grossen und Kleinen

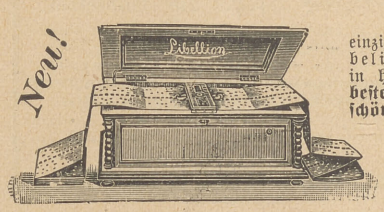
ist das „Wellen-Regen-Bad", in dem man sechs verschiedene Bäder: „Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- u. Schwitzbad", nehmen kann. Die Wanne ist in jeder Zimmerecke zu plazieren.

Ausführliches enthält die Broschüre: „Das moderne Bad", die wir gratis und franko versenden. Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 M., bis 187 cm 46 M., grösste 48 M. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 M.

Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler,

Berlin 125c, Köpenicker Landstrasse. [13492

Neu!



LIBELLION,

einziges Stahlstimmen-Musikinstrument, das beliebig lange Musikstücke unverkürzt in herrlicher Musik wiedergibt. Anerkannt **bestes Salon-Instrument** und deshalb **schönstes Weihnachtsgeschenk.** Reich illustr. Preisliste gratis und franko durch

F. Ad. Richter & Cie.,

K. K. Hoflieferanten, [14597

Rudolstadt (Thüringen).

Weihnachtsgabe

zur Unterhaltung und Belehrung.

Stollwerck-Album

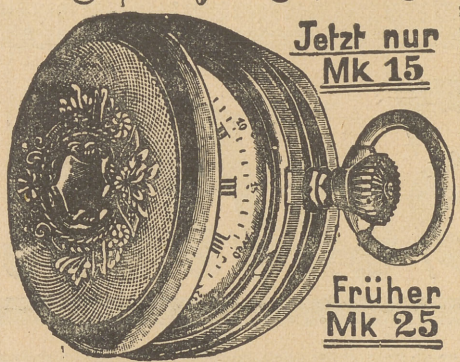
zur Aufbewahrung der den

Stollwerck'schen Chokoladen und Cacaos

in 360-facher Abwechselung beigelegten Stollwerck-Bilder.

Gr. Ausgabe M. 1.50. • Kl. Ausgabe 50 Pfg. [14877

Schweizer Uhren-Industrie.



Allen Fachmännern, Officieren, Post-, Bahn- u. Polizeibeamten, sowie **Jedem, der eine gute Uhr braucht,** zur Nachricht, daß wir den Alleinverkauf der neu erfundenen **auf der Pariser Welt-Ausstellung mit dem höchsten Preise prämiirten Original-Schweizer Elektro-Gold-Remontoir-Uhren „System Glashütte"** übernommen haben. Diese Uhren besitzen ein **unübertroffenes Präzisionswerk,** sind **genauest regulirt und erprobt, und leisten wir für jede Uhr eine dreijährige schriftliche Garantie.** Die Gehäuse, welche aus drei Deckeln mit Sprungdeckel (Savonette) bestehen, sind hochmodern, prachtvoll ausgestattet und aus dem neuerfundenen, **absolut unveränderlichen amerikanischen Goldin-Metall** hergestellt und außerdem noch **auf elektrischem Wege** derart mit **echtem Golde** überzogen, daß sie selbst von Fachleuten von einer **echt goldenen Uhr,** die 200 Mark kostet, nicht zu unterscheiden sind. Diese Uhren tragen sich **wie Gold,** sind **der einzige Ersatz** für **echt goldene Uhren** und behalten immer ihren Werth. Jede Uhr wird mit **Ursprungszeugniß** der Fabrik geliefert. Um diese Uhren allgemein einzuführen, haben wir den Preis für **Herren-** oder **Damen-Uhren** auf **nur Mk. 15,— porto- und zollfrei** (früher Mk. 25,—) herabgesetzt. Zu jeder Uhr ein Lederfutteral gratis. **Hochelegante, moderne Elektro-Gold-Ketten für Herren und Damen (auch Halsketten) à 3,—, 5,—, 8,— und 12,— Mk. Jede nicht convenirende Uhr wird anstandslos zurückgenommen, daher kein Risiko!** Der Weltruf unserer Firma, sowie die täglich einlaufenden Belobungen und Nachbestellungen bürgen für die Wahrheit unserer Anpreisung. Versand gegen Nachnahme oder vorherige Geldeinsendung. Bestellungen sind zu richten an das **Uhren-Versand-haus „Chronos", Basel I** (Schweiz). **Briefe nach** der Schweiz kosten 20 Pfg., Postkarten 10 Pfg.

Briefkasten der Redaktion.

(Fortsetzung.)

E. fragt, von wem das Gedicht verfaßt ist, dessen beide Anfangszeilen lauten: „Endlich kehr' ich zurück an den Rhein in die glückliche Heimat" — „Und es wehen wie einst laue Lüfte mich an"? — Derselbe Fragesteller wünscht den Titel, Verfasser und Verlag eines Märchenbuches zu wissen, das vor vielen Jahren sehr beliebt und das Entzücken der Kinder war. Das erste der darin enthaltenen Märchen trug die Überschrift: „Der Leibschneider der Zwerge." Wer kennt das Buch?

Alter Abonnent in **W.** Ist bereits in Nr. 5 beantwortet. Der Genannte ist Gutsbesitzer in Büdesheim und nicht in Rüdesheim, wie dort infolge eines Druckfehlers zu lesen ist. Die 10 Pf.-Marke steht zu ihrer Verfügung.

Otto H. in **D.** Wir nennen Ihnen: „Der Ansichtskarten-Sammler", Verlag von Alfred Mello in Görlitz; „Die illustrierte Postkarte", Verlag in Wien I., Maria Theresienstr. 10; „Der Postkartensammler", Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig, Gutenbergstr. 7; „Internationale Postkarten-Zeitung", Verlag von Friedr. Schiller in Nürnberg.

K. L. in **Posen.** Sie haben Recht! Es muß in dem ersten Aufsatz von Prof. Dr. Ed. Heyck über „Unsere Ostmark" im Daheim Nr. 4 Desna, anstatt Donau heißen, wo von der Ausdehnung des ehemaligen Polenreiches nach Osten die Rede ist. Es liegt lediglich ein Druckfehler-Versehen vor.

Briefkasten des Sammler-Daheim.

M. L. in **B.** Eine Medaille auf die Beschützung des Präsidenten Krüger durch die Königin der Niederlande hat Hippolyte le Roy in Gent angefertigt. Die Vorderseite zeigt die Büste der Königin und die Umschrift: „Wilhelmina Königin der Nederlanden," die Rückseite hat die Legende: „Souvenir de la courayaise protection accordée par la reine de Hollande au Président du Transvaal." Krüger hält stehend eine Rolle, auf welcher man „Justice" liest, die „Gelderland" hebt schirmend Schild und Palmenzweig über ihn empor, unten: „S. E. Paul Krueger", im Felde: „Lorenço Marquez — Marseille, 1900."

S. in **Weißenfels.** Ihr Stück gehört zu Carl Philipp (1716—1742) von Pfalz-Neuburg und ist ziemlich sicher ein Dukaten; d. h. Carl Philipp ließ Carolins ($2^7/_8$ Dukaten) und Dukaten schlagen und Sie vergaßen in Ihrer Anfrage das Gewicht anzugeben. Die Vs. zeigt den Kurfürsten geharnischt zu Pferde, die Rs. das Kurpfälzische Wappen mit vier weiteren ins Kreuz gestellten Wappen und dem viermal wiederholten Namenszuge. Die Legende lautet: Carolus Philippus (Dei Gratia Comes Palatinus Rheni Sacri Romani Imperii Archithesaurarius et Elector. Dieser Dukaten ging in der Auktion Reimann auf 38 Mark.

v. B. in **B.** bei Schweidnitz. Es wäre herrlich, wenn es ein sicheres Erkennungszeichen dafür gäbe, ob ein Stich echt ist, d. h. von der ursprünglichen Platte in einem gewissen frühen Zustande genommen ist. Das Wort „echt" paßt überhaupt für Stiche schlecht, da ein Stich sehr wohl von der noch vorhandenen Platte jetzt oder früher gefertigt sein kann und doch wenig wert ist, während man für frühe Abdrücke enorme Preise zahlt. Es kommt sehr selten vor, daß Kopieen alter Stiche zum Zweck der Täuschung hergestellt werden; solche Kopieen könnten nur ganz Unerfahrene täuschen, für den Kenner genügt ein Blick, um das neue Fabrikat herauszufühlen, aber auch der Laie wird aus dem Stoff und der Farbe des Papieres, aus der Art des Druckes und aus Eigenheiten der Technik unschwer das Falsum erkennen. — Schwerer dagegen ist es auch für den Erfahrenen, bei alten Stichen die Abdrucksfolge festzustellen, hier helfen nur Studium und Übung zu einiger Sicherheit. Stockfleckige und schmutzige alte Stiche werden zur Reinigung gewaschen und mit schwefliger Säure behandelt, in neuerer Zeit wendet man mit großem Erfolge Wasserstoffsuperoxyd an, am besten aber ist es, wenn Sie Ihre Stiche einem erfahrenen Restaurator übergeben.

Stanisl. v. R. Eine Sammlung polnischer Münzen und Medaillen (Olszowski in Breslau) und eine Sammlung von Medaillen zur Geschichte Napoleons I versteigern am 25. November und folgende Tage Fr. Eugen Merzbacher in München, Maximiliansplatz 4. Namentlich die Sammlung polnischer Gepräge geht weit über das Mittelmaß hinaus und ist seit längerer Zeit wieder die erste bedeutendere Polensammlung, welche in Deutschland auf den Markt kommt. Da auch Danzig, Elbing, Thorn und in gewissen Partien die Provinz Posen gut vertreten sind, werden sicher ziemlich Preise gezahlt werden. Kataloge sind kostenlos vom Experten zu beziehen.

Dammers in **Hildesheim.** 1. Der Aufsatz über Iserlohner Dosen erschien im Sammler-Daheim Nr. 6, 37. Jahrgang. 2. Naglers Künstler-Lexikon ist nur antiquarisch zu haben; es kostet gegen 200 Mark. 3. Sind die japanischen Lackarbeiten alt, dann steht der Lack vollständig auf Seife, schwache Alkalien, verdünnten Alkohol, kann also leicht gereinigt werden; haben Sie aber moderne, wenn auch schöne Marktware vor sich, dann dürfen Sie nur mit milder Seife abwaschen und mit Watte trocken reiben. **M. K.**

Gesundheitsrat.

J. B. in **A.** Das Mückensehen (mouches volantes) ist meistens ein harmloser Zustand der altersschwachen Augen bei Kurzsichtigen. Es handelt sich dabei um äußerst kleine Veränderungen im Glaskörper des Auges. Einer besonderen Behandlung ist der Vorgang nicht zugänglich. Es ist aber möglich, daß in einem solchen Auge außer der Kurzsichtigkeit sich noch andere Leiden abspielen. Deshalb frage man einen Augenarzt, der jedenfalls ein passendes Glas verordnen wird. **Dr. B.**

A. Die Nasenröte ist wahrscheinlich eine Folge von Frostwirkung, die im Herbst bei eintretender rauher Witterung unangenehm bemerkbar wird. Man schütze die Haut durch abendliches Einstreichen mit linder Salbe oder Goldcrême. Bei Tage trage man etwas Puder auf. Sind noch Pusteln auf der Haut vorhanden, so gebrauche man flüssige, frische Weißbierhefe morgens und abends einen Löffel in Bier oder Wein. Sollten Verdauungsstörungen eintreten, so setzt man das Mittel eine Zeit lang aus. Unter dem Namen Furonculine erhält man in der Apotheke eine Büchse trockener Bierhefe (2 Mark), die ebenso genommen wird. **Dr. B.**

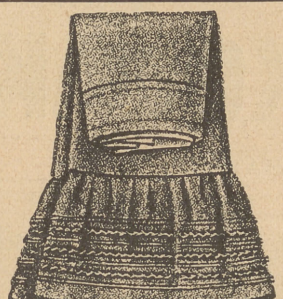
A. L. in **H.** u. a. Der Errichtung mehrerer Institute für Lupus-Behandlung nach Finsen stellt sich der hohe Kostenpunkt der Apparate hinderlich in den Weg. Die Dauer ist auch langwierig und zählt je nach der Ausdehnung des Leidens nach Monaten. In Berlin ist unter Leitung von Prof. Lassar an der Charité ein Apparat mit bedeutenden Kosten und starkem elektrischen Stromverbrauch aufgestellt. Prof. Dr. Lassar und Dr. Schüler, die sich speziell mit der Behandlung nach Finsen beschäftigen, sind ebenfalls im Besitz von Originalapparaten. Nach einer Modifikation des Verfahrens, über die auf der Naturforscherversammlung in Hamburg in diesem Jahre ein Vortrag gehalten wurde, würde die Dauer der Behandlung kaum abgekürzt werden, die Kostspieligkeit aber vermindert. Da es sich um eine Neuerung handelt, werden wir weitere Erfolge erst abwarten, aber seiner Zeit, sobald vielleicht mehr Spezialärzte die Behandlung übernehmen, berichten. Fürs erste wolle man sich an die genannten Herren wenden. Es gibt in mehreren Städten schon Lichtheilanstalten; Finsen hat aber ausdrücklich erklären lassen, daß er mit diesen nicht verwechselt zu werden wünsche. Er hat auch seine Apparate zum teil patentieren lassen. **Dr. B.**

(Fortsetzung S. 31.)

Mech. Weberei Th. Zimmermann, Gnadenfrei in Schlesien.

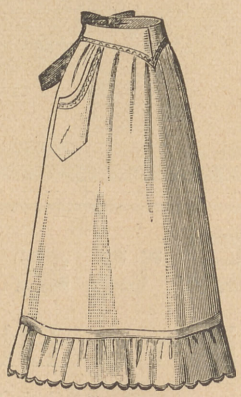
Handweberei in **Hausdorf im Eulengebirge.** — Ges. m. b. H. Über 600 Arbeiter. — **Nähstuben und Stickateliers** in **Gnadenfrei.**

Haus- u. Wirtschafts-Schürzen in reicher Auswahl.

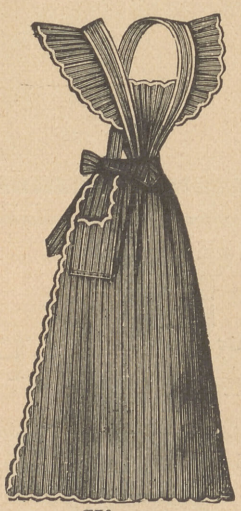


No. 3393. Aus einfarbig **Velour** in **schwarz, braun, bordeaux, marine.** Länge 100 cm, Weite 240 cm. Stück Mk. **7.70.**

Jettchen. Aus **weissem,** mit zart bedrucktem **Cordelbatist.** 70 cm lang, 60 cm weit. Stück Mk. **1.—.**

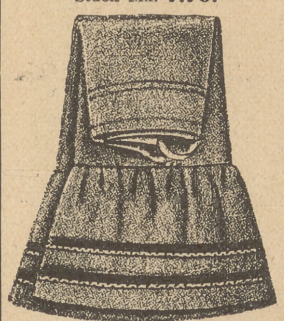


Sascha. **Weisse Dowlas-Schürze** mit Languette. Länge 90 cm, Weite 150 cm. Stück Mk. **2.10.**



Mieze. **Blau gestreifter Schürzenstoff.** a) Länge 87 cm, Weite 130 cm. Stück Mk. **2.—.** b) Länge 80 cm, Weite 80 cm. Stück Mk. **1.50.**

Sorma. Kleiderschürze aus **bunt gewebtem Schürzenleinen** mit Languette. 135 cm. lang, 185 cm weit. Stück Mk. **3.80.**



No. 3392. Aus **Melton** in **schwarz, rot, braun, marine.** Länge 100 cm, Weite 245 cm. Stück Mk. **5.—.**

Grosse Auswahl in **Damen-Röcken, schwarzen, weissen u. Zierschürzen, Wirtschaftsschürzen.**

Eigene Schneiderei für **Damen-Blusen** und **Haus-, Strassen-** und **Gesellschafts-Kleider.**

Specialität: **Kostüm-Röcke.**

Verlangen Sie den neuen, reich illustrierten Haupt-Katalog.

WIR KENNEN keine bessere, lusterregendere u. lusterhaltendere, ja Lust und Fleiß steigerndere Schule (Signale f. d. musik. Welt).* *) **G. Damm,** Klavierschule u. Melodieenschatz. ℳ 4. Hlbfzb. 4,80. Prachtb. 5,20. 153. Auflage. ◀ **Steingräber Verlag, Leipzig.** ▶

Thüringer Christ-baumschmuck versendet direkt **an Private zu Engros-Preisen** für ℳ **5,10 franko gegen Nachnahme ein Sortiment,** enth. 300 Stück, wie echt versilberte Glaskugeln, Eier, Früchte, Perlen, Eiszapfen, reizend übersponnene Neuheiten in Fantasiesachen 2c. 2c. **Franz Poehnitzsch, Sonneberg in Thüringen.** Als **Extrabeilage** füge ich jeder Kiste **gratis** einen Weihnachtsengel, Knecht Ruprecht und eine Glastrompete mit Stimme bei. [14842

Für Mütter! **Was sollen unsere erwachsenen Töchter von der Ehe wissen?** Von Dr. med. Marie v. Chilo. 2. Auflage. Preis **80 Pf.** Gegen Einsendung von 85 Pf. direkt vom Verlag **Th. Schröter,** in **Leipzig,** Thalstrasse 15. [462

Tiefbrand -Malerei **ohne Rauch- u. Geruchbelästigung u. ohne Gummigebläse,** unerreicht wirkungsvoll, eigenartig u. leicht auszuüben mit **Schneider's pat. Brennapparat „Juwel".**

Juwel I mit 5 verschiedenen Stiften **M. 12.—.**
„ II „ 7 „ „ „ **13.50.**

Apparate sowie **Brennstifte** überall zu haben, wo nicht erhältlich direkt durch **W. E. SCHNEIDER, Dresden XIII, Huttenstrasse 14.**

(Bitte Gebrauchsanleitung zu verlangen.)

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**; bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

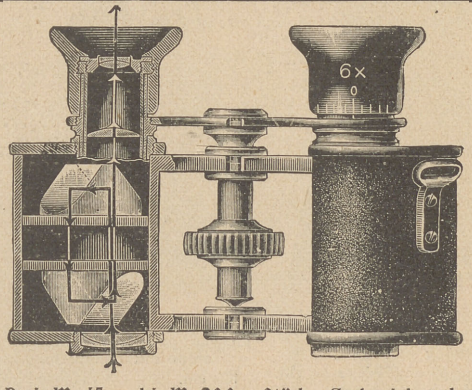
Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Liebig's Fleisch-Extract.

Unentbehrlich in jeder guten Küche.



Busch

Prisma Binocles und Monocles.

4—12fache Vergrösserung
Klare plastische Bilder . .
Grosses Gesichtsfeld . . . [14790

Neu! Extra stabile, leichte Fassung **in einem Stück gegossen.**

Preis M. 45.— bis M. 200 p. Stück. Zu beziehen durch alle optischen Handlungen. Illustrierte Kataloge versendet

Rathenower Optische Industrie-Anstalt von Emil Busch A.-G., Rathenow.

Moderner
Zimmerschmuck

von künstl. Blumen. — Präp. Palmen.
A. Meyer, Blumenfabrik, **Sebnitz Sa. 2.**
Illustr. Preisl. frei. [14710

Bielefelder Krach-Mandeln

unerreichte Spezialität der

Bielefelder Cakes- und Biscuit-Fabrik

Stratmann & Meyer, Bielefeld. [14512

Polyphon-Musikwerke

Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben

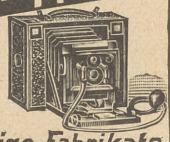
Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Phonographen, Grammophone

nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten

zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Photogr. Apparate



aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile

Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.

Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.

BIAL & FREUND in Breslau II.

KODAK

AMATEUR
PHOTOGRAPHEN
MITBEWERB

Ueber—

M. 6000.–

IN PREISEN

Schluss-Annahme von Einsendungen 25. November 1901

Nähere Einzelheiten erbitte man beim Händler am Platze oder direct durch uns

KODAK GES. m.b.H. **BERLIN**

En detail Friedrichstrasse 191
136 En gros Friedrichstrasse 16

KÖSTLICHES GEBÄCK IST

AMBROSIA BROD u. CAKES

GERICKE-POTSDAM.

Verkaufsstellen in allen Städten.
Probekolli (5 Ko.) 10 Pack Cakes, 4 Brode M. 4,80 fr. ⊙

Briefkasten der Redaktion.

(Fortsetzung.)

Rechtsrat.

Frage: Im Jahre 1891 verließ ich, damals etwas über 20 Jahre alt, Deutschland mit einem auf eine bestimmte Zeit ausgestellten Auslandspaß nach Amerika. Ich hatte mich erst einmal zur Aushebung gestellt und war zurückgestellt worden, hatte auch die Absicht, rechtzeitig nach meiner Heimat zurückzukehren und meiner Militärpflicht zu genügen. Dazu kam es aber nicht, da es mir in Amerika inzwischen gelungen war, mir eine gute Existenz zu gründen, die ich nicht aufgeben mochte. Ich erwarb dann auch die amerikanische Staatsangehörigkeit. Nun aber treibt mich die Sehnsucht, meine Eltern und die Heimat wiederzusehen. Wenn ich auch nicht daran denken kann, zu dauerndem Aufenthalte nach Deutschland zurückzukehren, so möchte ich doch für ein paar Monate hinüber. Hiesige Rechtskundige sagen mir, daß ich dies unangefochten thun kann. Laufe ich wirklich nicht Gefahr, bestraft und noch jetzt zwangsweise zum Militär eingezogen zu werden, wenn ich deutschen Boden betrete?

P. C. A. Md. in San Francisco Cal.

Antwort: Dadurch, daß Sie nach erreichtem militärpflichtigen Alter ohne Erlaubnis Ihren Aufenthalt außerhalb des Deutschen Reiches fortsetzten, haben Sie sich des Vergehens gegen § 140, Ziffer 1 des Strafgesetzbuchs (Verletzung der Wehrpflicht) schuldig gemacht, welches mit Geldstrafe von 150 bis zu 3000 Mk. oder mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahre bestraft wird. Ihre Verurteilung ist jedenfalls in der ersten Hälfte der neunziger Jahre erfolgt und zwar durch dasjenige Landgericht, in dessen Bezirk Sie Ihren letzten Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt im Deutschen Reiche gehabt haben (§ 471 Straf-Prozeßordnung). Das Landgericht I in Berlin erkannte damals in der Regel auf 160 Mk., andere Gerichte vielleicht auch auf eine höhere Geldstrafe; doch ist nicht ausgeschlossen, daß unter Ausschluß einer Geldstrafe auf Gefängnis erkannt worden ist. Zwar würde nun inzwischen nach § 70 des Strafgesetzbuchs Verjährung der Strafvollstreckung eingetreten sein, wenn nicht die Staatsanwaltschaft für Unterbrechung der Verjährung gesorgt hätte, was sie aber meist thut. Sie würden also bei Ihrer Rückkehr nach Deutschland gewärtigen müssen, daß die Strafe gegen Sie vollstreckt wird. Deshalb thäten Sie gut, sich vorher darüber zu vergewissern — etwa durch Vermittelung des deutschen Konsuls —, ob Sie zu einer Geldstrafe oder zu Gefängnis verurteilt worden sind und ob die Strafe noch nicht verjährt ist. Eventuell blieb Ihnen dann noch übrig, ein Gnadengesuch auf Umwandlung der Gefängnisstrafe in eine Geldstrafe einzureichen. — Was dagegen Ihre Besorgnis vor der zwangsweisen Einziehung zum Militärdienst anlangt, so ist eine solche ausgeschlossen, nachdem Sie über 5 Jahre in den Vereinigten Staaten sich aufgehalten haben und amerikanischer Bürger geworden sind. Fürst Bismarck sprach sich bei der Verhandlung über den mit den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrag vom 18. Mai 1868, betreffend die Staatsangehörigkeit derjenigen Personen, welche aus dem Gebiete des einen Teils in dasjenige des andern Teils einwandern, dahin aus: „Der fünfjährige Aufenthalt in Nordamerika in Verbindung mit dem Erwerb der dortigen Staatsangehörigkeit soll gerade so betrachtet werden, als ob der Betreffende seine Militär-Dienstpflicht in Deutschland erfüllt hätte." Sie können also getrost nach Deutschland zurückkehren, und zwar nicht nur zu kürzerem oder längerem Besuche, sondern sogar zu dauerndem Aufenthalt; in jedem Falle würden Sie als amerikanischer Bürger unangefochten bleiben. Ja selbst, wenn Sie Ihre amerikanische Staatsangehörigkeit wieder aufgeben würden, so bliebe das in Bezug auf den Militärdienst für Sie ohne Wirkung. Denn § 11 des Reichs-Militärgesetzes vom 2. Mai 1874 bestimmt für solchen Fall, daß derjenige, welcher die fremde Staatsangehörigkeit wieder verloren hat, zwar gestellungspflichtig ist, wenn er seinen dauernden Aufenthalt in Deutschland nimmt, und nachträglich ausgehoben, jedoch im Frieden nicht über das vollendete 31. Lebensjahr hinaus im Dienst zurückgehalten werden kann. Dieses Lebensjahr haben Sie aber inzwischen erreicht oder erreichen es binnen kurzem. Übrigens macht die Militärbehörde von ihrer Befugnis zur nachträglichen Aushebung solcher Personen, die ihre fremde Staatsangehörigkeit wieder verloren haben, aus praktischen Gründen wohl kaum jemals Leuten gegenüber Gebrauch, die nahe an der Altersgrenze von 31 Jahren stehen.

Der in Nr. 52 des vorigen Jahrgangs Ihnen angekündigte postlagernde Brief ist zu unserm Bedauern von dem Postamte in San Francisco bereits am 9. Oktober als dead letter an uns zurückgesandt worden. Geben Sie uns Ihre genaue Adresse, dann senden wir Ihnen die für Sie wertvolle Mitteilung, die sich zum Abdrucke im Rechtsrat nicht eignet.

Das Ausland, besonders die uns bekanntlich nichts gönnenden Herren Engländer, werden uns einmal wieder zu allen Teufeln wünschen, weil ein Deutscher es war, welcher „Wuk" erfand. Was ist „Wuk"? werden die Uneingeweihten fragen. „Wuk" ist heute trotz seiner Neuheit schon in den weitesten Kreisen bekannt und empfiehlt sich täglich lawinenartig weiter von Mund zu Mund. „Wuk" ist ein idealer Extrakt für die Küche und dazu bestimmt, unseren Suppen, Gemüsen, Saucen ꝛc. und damit auch uns selbst Kraft zu geben. „Wuk" ist ungemein billig; es kostet z. B. eine Tasse kräftige „Wuk"-Bouillon $1\frac{1}{2}$ Pfennig, ein Teller kräftige Brühe 2 Pfennige. Aus Fleisch hergestellt und gleich kräftig würde dies 4—5 Mal mehr kosten. Man verwendet „Wuk" außer zu Fleisch- und Wassersuppen aller Art auch gern und mit großem Vorteil für Wirtschaftskasse und Wohlgeschmack für alle Fleisch- und Fisch-Saucen, zu fast allen Gemüsen, kurz überall dort, wo man einen kräftigen Fleischgeschmack für die Speisen wünscht. „Wuk" kommt in Steingutbüchsen verschiedener Größe in den Handel; je größer die Büchse, desto billiger ist der Extrakt. Aber man braucht für den ersten Versuch kein Vermögen zu opfern, denn schon für 25 Pfennige erhält man die kleinste Dose. „Wuk" ist in jedem Delikateß- und Materialwarengeschäft, in jeder Apotheke und jedem Drogengeschäft zu haben, andernfalls wende man sich an die Firma Vereinigte Nährextrakt-Werke Dresden 3 und verlange Prospekt und Preisliste. [14792

ORIGINAL SINGER NÄHMASCHINEN

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurde den

Singer-Nähmaschinen

der [11052

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

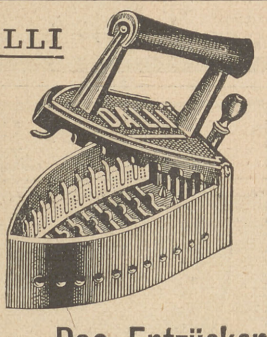
Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Akt.-Ges., Hamburg.

Berlin, Kronenstr. 11. * Leipzigerstr. 86.

DALLI



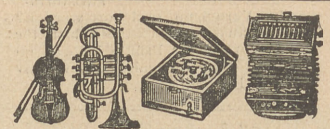
Das Entzücken der Frauen

ist **„Dalli"**, die selbstheizende Patent-Plätt- und Bügelmaschine. Preis compl. 5 Mark. Doppelte Leistung in halber Zeit bei geringsten Heizkosten mit Dalli-Glühstoff. Keine Ofengluth, kein Kohlendunst, kein Rauch, kein Geruch, kein Wechseln von Stählen und Bolzen! An jedem Ort ununterbrochen zu benutzen! Käuflich in allen gröss. Eisenwaarenhdlg., jedoch nur echt mit **Schutzwort „Dalli"** im Deckel, sonst direct franco für $5\frac{1}{2}$ Mk., ebenso Prospecte gratis durch

Deutsche Glühstoff-Gesellsch., Dresden W.

„Liederquell"

251 Volks-, Vaterlds.-, Soldat.-, Jäger- u. Commerslieder, berühmte klass. mod. u. geistl. Gesänge f. 1 mittle Singstme. m. leicht. Pianobgl. einger. v. **Wilh. Tschirch.** Preis *M* 3. — Fein gebd. *M* 4.20. **Lyra: „Die Sammlg. hat nicht ihresgleichen." Steingräber Verlag, Leipzig.**



C. G. Schuster jun.

Markneukirchen Nr. 482.

Bedeut. Musikinstr.-Manufaktur, gegr. 1824. Billige Preise. Neuester Katalog gratis.

Empfohlen durch Rubinstein, R. Wagner, Franz Liszt etc.

Mehr als 315000 Instrumente verkauft!

ESTEY Orgeln & Pianos

Beste Qualität! — Billige Preise!

General-Agentur: Louis Ritz & Co., Hamburg D.

Cottbuser Schmidt & Co. **Tuch-** Fabrik Cottbus

Anerk. bill. **directe** Bezugsqu. f. **Private** f. Herrenstoff. Reichh. Must. auf Vrl. frc.

Honig, garantiert reiner, feinster Blütenhonig, 10 Pfd.-Dose franko gegen Nachnahme, extra fein M. 9.50, ff. M. 8.50, fein M. 7.—.

Rud. Meyer, Trittau i. Holst.

Photographische Apparate

verschiedenster Systeme u. sämmtl. Bedarfsartikel. Anschütz' Klapp-Camera. Ausrüstung für die Tropen. Vergrösserungs- u. Projektions-Apparate. Entwickeln u. Vergröss. von Aufnahmen. Preisliste frei.

OTTOMAR ANSCHÜTZ, BERLIN W. 66, Leipzigerstr. 115/116.

„Die Photographie im Hause", Lehrbuch für Amateure von Ottomar Anschütz (direct od. durch alle Buchhandl. zu beziehen.)

* Bitte beachten! * * Firma vormerken! *

Brandmalerei. Sämtliche Holzwaren **Tiefbrand.**

in unvorgezeichneter, vorgez. und fertiger Ausführung.

Anfertigung schnell, sauber u. geschmackvoll.

Brennapparate sowie Einzelteile.

Reparaturen prompt und billig.

Werkzeugkästen für Kerbschnitt sowie einzelne Messer.

Goldene Medaille Zwickau 1900. Goldene Medaille Zwickau 1900.

ERNST BÄR, Inh.: A. Am. Schmidt, Zwickau, Sa.

Katalog mit ca. 400 Abbildungen gegen [14390

Kerbschnitt. 60 Pfg. in Bar. **Kunstschnitt.**

Praktische Geschenke für den Weihnachtstisch.

Napoleon I.

Reich illustriert. Katalog unseres Napoleon-Verlages liefern gratis
Schmidt & Günther, Leipzig.

Für alle Feste.

Schönstein's „Gratulierende Kinder". Sammlung von **Weihnachts-, Neujahrs-,** Geburtstags-, Hochzeits- und Jubiläums-Gratulationen. In Poesie und Prosa für jedes Alter. Elegant gebunden ℳ 1.50.
Dieses Buch sollte in keiner Familie fehlen, da die Vorträge der lieben Kinder unser Herz und Gemüt erfreuen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen Einsendung von ℳ 1.60 direkt vom Verleger **B. S. Berendsohn** in **Hamburg.**

Gratis und franko
erhalten Sie
Illustrierten Prachtkatalog
mit 1000 Abbildungen, betreff.: **Brandmalerei, Kerbschnitzerei, Apparate.**
L. Sauerborn's Kunstmagazin,
Köln, Rhein. [14196

HAACKE-KUHNERT'S THIERLEBEN

der Erde. 3 Prachtbände 50 M.
• • Farbig illustrirter Prospect • •
kostenfrei durch den Verlag von
Martin Oldenbourg, Berlin SW.

Briefmarken, Auswahlbücher, reell u. billig, sendet an Sammler das Markenhaus i. Bethel 17 b. Bielefeld.

Wie kann der Frau ihr in die Ehe mitzubringendes Vermögen gesichert werden? ist eine äusserst wichtige Schrift für Väter, Vormünder, Bräute! Fco. gegen 1 M. 10 Pfg. in Briefmkn. von Gustav Weigel, Buchhdlg., Leipzig.

Wer perfect
Buchführung
Rechnen, Correspondenz,
Kontorarbeit lernen und seine
Stellung verbessern will, verlange
Gratis Prospect
des brieflichen prämiirten Unterrichts.
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede-Elbing
Gerichtlicher Bücherrevisor etc.

Verlag von **Joh. Alt, Frankfurt a. M.**
Die Bereitung der Krankenkost.
Von **Dr. H. Schlesinger.**
Mit Vorwort d. Prof. **Dr. O. Liebreich.**
Preis M. 2.—. [14832

Lieder-Albums mit Klavier, die berühmten von **Graben-Hoffmann: Duettenkranz, Frauenchor, Mägdleins Liederwald** (80 Lieder, Liebestexte vermieden), **Minneborn** (100 Lieder), **Die sing. Kinderwelt** (65 Lieder); jed. Bd. 3 M., f. geb. m. Goldpr. 4 M. In viel. Aufl. verbreitet. Verlag v. **Lehne & Komp., Hannover.** [701

Schwindsucht
ist heilbar.

Illustr. Broschüre gegen Einsendung von 50 Pfg. franko über neues, erprobtes Verfahren. [14840
Sulfatovin-Compagnie.
Niederlössnitz-Kötzschenbroda. 4.

BRAND-VORLAGEN / MALANLEITUNGEN.
Gesammtkatalog 75 Pfg.
Verzeichnis der Neuheiten 1901/2 gratis.
E. HABERLAND, LEIPZIG-R.

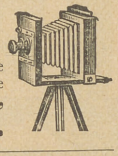
Neu! **Nur Mk. 1.00**
Flotten-Kalender
des Deutschen Flotten-Vereins
(in Abreissform).
Druck und Verlag von
J. C. König & Ebhardt, Hannover.
Zweighaus WIEN, I., Rothenthurmstr. 7.

Inhalt ca. **1500 Daten** aus der deutschen Seegeschichte. Auf jedem der 365 Blätter des Block-Kalenders eine geschmackvolle **Abbildung** deutscher und fremder Kriegs- u. Handelsschiffe, Portraits hervorragender Persönlichkeiten usw.
Rückwand 34½ × 25 cm in 8 Farbendruck vom Marinemaler Willy Stöwer entworfen.
Durch uns. Vertreter oder direct zu beziehen, per Post 1 Expl. m. Porto u. Verpack. M. 1.40.

Vereinigung der Kunstfreunde.
farbige
Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen
Berlin W., Markgrafenstr. 57.
Der
Illustrierte Katalog
wird auf Verlangen [11548
kostenfrei zugesandt.

J. C. König & Ebhardt, Hannover
Zweighaus WIEN, I., Rothenthurmstrasse 7.
In unserem Verlage erschien: **Lauterburg's**
Illustrierter Abreisskalender
pro 1902. 8. Auflage.
1) **Deutsche** Ausgabe mit 365 Bildern aus Deutschlands Gauen.
2) **Internationale** Ausgabe, 3sprachig, deutsch, französisch und englisch, mit 365 Bildern aus ganz Europa.
Neu!
Preis jeder Ausgabe M. 1.50. Mit Porto u. Verpackung **M. 1.80.**
Zu beziehen durch unsere Vertreter in allen grösseren Städten Deutschlands oder direct.

Hellen Jubel



erregt ein photogr. Apparat auf dem Weihnachtstisch. Das beste Geschenk ist Apparat **„Phönix."** Kein Spielzeug! Ohne Vorkenntnisse herrl. Bilder zu erzielen. Preis nur **M. 8.—**, mit allem Zubehör **M. 11.—**, Prospekt mit Bildern gratis u. franko.
Hess & Sattler, Wiesbaden 12.

Keltz & Meiners Berlin W. Leipziger-Str. 10.

Alleinige Fabrikanten und Alleinvertrieb des
„Reform-Tiefbrand-Stiftes"
Deutsches Reichs-Patent Nr. 123 579. **Preis Mk. 15,—**
Epochemachende Neuheit auf dem Gebiete des Holzbrandes. Der Reform-Tiefbrand-Stift vereint in sich **alle** anderen Stifte. Hochinteressante Broschüre über „Brandschnitzerei" (Ideal-Tiefbrand-Methode) gegen Mk. 0,50 franko.
Keltz & Meiners „Koh-i-noor-Beizen"
sind die einzigen, welche sich auf Holz, Leder, Stoff etc. anwenden lassen und überraschende Effekte erzielen. — Prospekte und Farbenscala gratis u. franko.
Kompl. Kasten mit 18 Tönen und Zubehör . . . . . **Mk. 10,50**
" " " 10 " " " . . . . . " **7,50**
Einzelne Farben pro Flasche **Mk. 0,40.** [14386

Verlangen Sie gratis und franko illustr. Spezial-Preisliste über:
A. Malutensilien
B. Gegenstände zum Bemalen
C. Artikel für techn. Zeichnen
D. Holzbrand-Apparate und Reform-Brennstifte
E. Papier und Schreibwaren.

Graphischer Kunstverlag
Berlin SW. 12
empfiehlt
zu Festgeschenken

1. für die **Jugend** beiderlei Geschlechts:
Aus der Jugendzeit.
Von Dr. **R. Siegemund,** Schuldirektor. Sammelalbum für Jugenderinnerungen in Wort und Bild. Zugl. Stammbuch, Sammelbuch für Lesefrüchte, Reiseerinnerungen, Autographen, Postkarten, Amateurphotogr. 2c. Eleg. geb. mit Goldschn. M. 6.—.
2. für **Konfirmanden:**
Die Reformation,
ihre Begründer und Förderer. Der deutschen Jugend gewidmet von Konsistorialrat Dr. **Hermens.** Mit 16 Voll- und vielen Textbildern. Quartformat. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 5.—.
3. für **Bräute** und junge Eheleute:
Aus den Tagen des Glückes.
Erinnerungen an die Zeit unserer jungen Ehe. Hocheleg. **Hochzeitsalbum** mit feinen Heliogravüren und Sammeltaschen für Gratulationen, Hochzeitsdepeschen, Drucksachen 2c., zugleich Gästebuch und Familienchronik. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 10.—.
4. für **Naturfreunde:**
La Riviera.
Album mit 62 der schönsten Ansichten von Nizza bis Spezia in photogr. Kunstdruck. Preis M. 4.—.
Tirol.
Mit Vorwort von P. Rosegger. Album mit 43 der schönsten Ansichten aus Tirol in photogr. Kunstdruck. Preis M. 3.—. [728

1000
echte Briefmarken,
wor. 200 **verschied.,** enth. Congo, Venez., Chile, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Span., Bulgar., Madagask., Aegypten, Japan, Finnland etc. **nur 1 Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegert, Hamburg.

Tausende von 14531
Malvorlagen
Künstlerfarben, Malutensil. etc. jed. Genres.
Ansichtssendung, auch an Private bereitwilligst. — Illustr. Katalog 75 ₰ in Briefm.
Walter Möschke (Möschke & Schliephak),
Leipzig, Crusiusstr. 8.

Brandmalerei!
Als **Weihnachtsgeschenk** empfiehlt die **stil- u. geschmackvollste Sammlung** von **120** Vorlagen für nur Mk. 4.—.
686] **Heinr. Evers, Köln.**

Brandmalerei-
Artikel, einzigste Spezialität, daher billigst.
Prachtkatalog 50 Pf.
Preisliste gratis.
Otto Nötzel, Olbernhau i. Sa.

Schönstes Geschenk!
Phonographen,
nur beste Systeme, schon von **Mk. 15.—** an.
Preisliste B gratis und franko.

Hess & Sattler, Wiesbaden C. 12.